



Der Text entstand auf Anregung von Eckhart Gillen, einem der Herausgeber der Zeitschrift „Niemandland“, geschrieben im Februar 1989, erschien er im September („Niemandland“, Nr. 8/9 1989, S.10-16). Damals hätte eine so kritische Sicht auf das Baugehen nicht in der DDR publiziert werden können. Eine solche Sicht aber haben viele Planer und Architekten in der DDR. Das belegen Fakten und Zitate. Hilfreich für die Erarbeitung waren zahlreiche Gespräche mit progressiven Kollegen. Heute scheinen Ergänzungen angebracht.

Ende 1988 wurden vom Institut für Städtebau und Architektur der Bauakademie der DDR konkrete Vorschläge zur Änderung der Baupolitik und zur Rettung der Städte vorgelegt. Weder das Ministerium für Bauwesen, die Staatliche Plankommission noch das ZK der SED gaben darauf eine konkrete Antwort. Es gibt Bürgerinitiativen zur Rettung vom Abriß bedrohter Stadtteile oder Straßen. Bekanntgeworden ist die Initiativegruppe Rykestraße, die schon vor dem Herbst 1989 erfolgreich war. Diese Bürgerinitiative mußte während der teilweise

Die betonierte Zukunft – Zum Wohnungsbauprogramm der DDR

dramatischen Konflikte mit offiziellen Vertretern des Bauwesens, der Stadt, der SED und der Staatssicherheit feststellen, daß mit Geheimniskrämerei und falschen Informationen (zu deutsch: Lügen und Fälschungen) operiert wurde. So wurden verfälschte Kostenkalkulationen vorgelegt – alles um diese zweifelhafte Baupolitik durchzusetzen. Zentrale Steuerung der Wirtschaft und der Gesellschaft mit dem Ziel, Ruhe und Gleichgewicht herzustellen, führen zwangsläufig zu Korruption und Machtmißbrauch.

Mit Verbissenheit wurden gegen den Willen großer Bevölkerungsgruppen historische Gebäude abgerissen – wie zum Bei-

spiel die Leipziger Universitätskirche, das Berliner Schloß oder 1986 noch die Gasbehälter an der Berliner Dimitroffstraße (vgl. 77 ARCH+, S. 10). Was sich schon durch diese Verbissenheit darstellte, wird durch Reaktionen staatlicher Stellen auf Bürgerinitiativen noch deutlicher: Der Verfall der Städte ist nicht nur dem Mangel an Bauhandwerkern geschuldet, sondern war ideologisches Programm. Dazu Günther Kunert: „In der Vernichtung erhaltenswerten Bestandes bezeugt sich eine Neurose, die mit der Beseitigung der Erinnerungstücke auch die historische Misere, die alte Welt aus der Welt geschafft zu haben meint: Rückwärtsge-

wandte Geschichtskorrektur ist eines der Schlüsselworte dieses stets gleichen Verfahrens.“ Dazu auch Günter Schabowski, ehemaliger SED-Bezirkssekretär von Berlin, in einem Brief an die Initiativegruppe Rykestraße: „Überwiegend handelt es sich um Mietskasernen, die, wenn sie überhaupt einen kulturhistorischen Wert haben, dann nur den des Belegs für eine Zeit und einen Geist, in denen sich der Klassencharakter der alten Gesellschaft, der Abgrund zwischen Arm und Reich besonders krass offenbarte.“ Und: „Wir haben kein Recht dazu, jede verrottete Bausubstanz in ein Objekt der Denkmalpflege umzuwandeln. Schwerlich könnten wir uns solchen Luxus bei Mietskasernen gestatten, die schon bei ihrem Entstehen eine Beleidigung der Menschenwürde waren.“ – Eine Beleidigung der Menschenwürde scheinen eher die Baugebiete des Wohnungsbauprogramms der DDR, und beleidigt und aufs äußerste erniedrigt wurden Tausende von Menschen in der DDR im Zeitraum vom 7. bis mindestens 15. Oktober – am schlimmsten in Bautzen und in Plauen, schlimm genug auch in Berlin. Physische

Bilder aus dem heutigen Stralsund.





und psychische Erniedrigungen, die ihre Entsprechungen nur in faschistischen und stalinistischen Gefängnissen und Lagern finden, Sonderbehandlungen, die auf die Zerstörung der Persönlichkeit ausgingen. Im Neuen Deutschland vom 15. Dezember kann man in einem Bericht über Aussagen vor der „Untersuchungskommission zu Ereignissen am 7./8.10.“ lesen: „Insgesamt sieben Betroffene stellten sich gestern den Fragen der Untersuchungskommission. Alle betonten, daß sie nach wie vor Angst vor Repressalien haben. Leider ist diese Angst nicht unbegründet. Bei dem Lehrling Henning, der auch am 8.10. verhaftet wurde, war zweimal innerhalb der letzten vier Tage die Polizei in der Wohnung und beschuldigte ihn des Diebstahls.“ Das stimmt völlig mit dem überein, was ich von Betroffenen erfahren und selbst erlebt habe. Die Untersuchungskommission ist offenbar machtlos. Die Sadisten sind noch unter uns und noch mächtig. Vor der Rettung der Städte sollte stehen – die Rettung der Menschen, vor der Rekonstruktion von Gebäuden – die Rekonstruktion der Menschenwürde, die Bestrafung der

Triebtäter und der zynischen Befehlsgeber. „Befehlsnotstand“ wollen wir nicht mehr akzeptieren. Nicht alle Täter sind Opfer, verehrte Christa Wolf – es gibt nicht nur Hitler und Stalin und Mielke.

Kurz nachdem ich den Artikel für „Niemandesland“ geschrieben hatte, hörte ich ein Radiointerview des namhaften DDR-Architekten Hermann Henselmann. Henselmann, der die stalinistische Stalinallee gebaut hat, der für den Abriß der Leipziger Universitätskirche Verantwortung trägt, der seinen Turm in die Jenaer historische Innenstadt gepflanzt hat und der auch den Erfurter Dom-Berg zubauen wollte, der sagt heute, Marzahn wäre „das schönste Wohngebiet von Berlin.“ Kuriosität oder Zynismus?

Die „Revolution“ in der DDR wurde für die Welt erfahrbar durch die spektakuläre Öffnung der Mauer am 9. November – nach 28 Jahren und etlichen Monaten. Als ich am 10. November früh 3.30 auf den Kurfürstendamm fuhr, entstand zunächst ein großes Gefühl der Befreiung aber auch ein starker Eindruck, des Betrogenwordenseins, des Unrechts, daß ausgerechnet alle

Leute östlich der Elbe den Krieg verloren haben. Im Bauwesen der DDR ist inzwischen etwas in Bewegung geraten, ein neuer Minister. Ein eigenständiges Ministerium für Städtebau ist nicht entstanden. Die Funktionäre, die dem Bruno Flierl oder dem Hein Köster, dem ehemaligen Chefredakteur von „form + zweck“ so übel mitgespielt haben, sind noch in Amt und Würden, zum Beispiel als Abteilungsleiter in der Bauakademie. Die SED hat durch ihre jahrzehntelange Kaderpolitik die Kommandopositionen in Betrieben und wissenschaftlichen Institutionen eingenommen und will sie – das hat der Sonderparteitag deutlich gemacht – weiterhin besetzt halten. Personelle Veränderungen sind dennoch unausweichlich, wenn die friedliche Revolution friedlich und ernsthaft weitergeführt werden soll. Wichtigstes Ziel im Bauwesen der DDR: die Rettung der Städte.

Daß dieser Text in ARCH+ erscheinen kann, ist eine Chance, ihn einer größeren Öffentlichkeit vorzulegen. Die „Architektur der DDR“ scheint mir nicht nur von ihrem jetzigen Profil zu einseitig-unkritisch,

auch der Druckvorlauf (1/4 Jahr) ist in einer Zeit rasanter Veränderungen nicht akzeptabel.

Überall in der Welt werden Wohnungen gebaut. In der DDR hat man ein „Wohnungsbauprogramm als Kernstück des Sozialprogramms der Partei“. Damit ist der Wohnungsbau zum undiskutierbaren politischen Dogma hochstilisiert. Die öffentliche Auseinandersetzung über Städtebau und Architektur fehlt, nicht nur in den Massenmedien sondern generell. Es gibt kein Forum für Fachdebatten. Die einzige Architektur-Fachzeitschrift „Architektur der DDR“ wird vom Ministerium für Bauwesen an einer kurzen Leine gehalten. Der Staat reagiert auf Kritik an Bauwesen und Wohnungsbau ebenso wie auf Kritik an Umweltschädigungen – empfindlich. Öffentliche Äußerungen sind entweder affirmativ oder werden verhindert. Falls doch einmal etwas durchrutscht, wird es streng gehandelt.

Im Heft 1/1983 der Zeitschrift „form + zweck“ schrieben die

Foto: Jürgen Rostock



Architekten Herbert Pohl und Wolf Dietrich Werner über den Berliner Stadtbezirk Prenzlauer Berg: „Die Verkehrsbelegung erzeugt seit langem eine unzumutbare Belastung durch Lärm, Abgase und Staub ... Es besteht ein absoluter Mangel an Grün und an von den Bewohnern beliebig nutzbaren Freiflächen. Nur sehr wenige Straßen sind baumbestanden ... Die veränderte Netzstruktur der Handels- und Dienstleistungseinrichtungen führte zu straßenweiter Verödung, meistens auch zu einer Verwahrlosung der Erdgeschoßzone ... Es gibt einen hochgradigen Mangel an kulturellen Einrichtungen. Es fehlen Kultureinrichtungen, die auf die spezifischen Bedürfnisse der Anwohner orientiert sind, und solche, die den Bedingungen der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Geschichte des Bezirks entsprechen. Die jahrzehntelange Vernachlässigung der regelmäßigen Instandsetzungsarbeiten an Dächern und Fassaden erzeugt in diesem durch Bauschäden gekennzeichneten Stadtteil vielfach den Eindruck von Armut.“ Das hatte keine Auswirkungen auf das Baugeschehen. Notwendige Instandsetzungsarbeiten wurden nicht ausgeführt. Die Schäden sind jetzt teilweise irreparabel. Dem Prenzlauer Berg, und nicht nur dem Prenzlauer Berg, stehen Flächenabriss bevor. Umso konsequenter wurde gegen die beiden Autoren vorgegangen. Sie verloren ihren Arbeitsplatz, mußten sich in Disziplinar- und Parteiverfahren verantworten. Auch der Chefredakteur mußte wegen der Veröffentlichung des Artikels seinen Hut nehmen.

Der Wohnungsbau ist in den 15 Bezirken der DDR in Kombinationen konzentriert und in einer starren Art von Großplattenbauweise industrialisiert, die im wesentlichen die Produktion unveränderlicher Gebäude, der „Erzeugnisse“ der Kombinate, zuläßt. Die technisch unzulänglichen Plattenwerke sind nun einmal angeschafft und produzieren, scheinbar unaufhaltsam. Es werden in der Regel nicht Gebäude für einen Standort entworfen, sondern Standorte für ein Erzeugnis gesucht. Der Plattenbau hat eine Eigendynamik entwickelt, die keine alternativen Technologien aufkommen läßt. Die Kapazität für die Instandhaltung alter Gebäude ist völlig unzureichend. Es fehlen ausgebildete Bauhandwerker, engagierte Arbeiter einzelner Gewerke, weil schon vor Jahren ganze Ausbildungsrichtungen wegrationalisiert wurden.

Mit dieser Wohnungsbautechnologie wurden und werden in allen Großstädten der DDR wuchernde randstädtische Wohngebiete gebaut, gespenstische Schlafstädte ohne Kneipen, Geschäfte, Sporthallen, Schwimmbäder, Kinos, „groß“ meint hier wirklich groß, bis zu hunderttausend Einwohner und sogar mehr in einem Gebiet. Da die Baukapazität in den plattenverbauenden Betrieben gebunden ist – die Leute sind Betonfacharbeiter, nicht Maurer oder Zimmermann, die meisten Ziegeleien sind stillgelegt –, verfällt die Bausubstanz in den Städten, besonders in den Klein- und Mittelstädten aber auch in den Großstädten. Verfallsprozesse laufen massenhaft ab: Bauschäden, Unterbelegung der Häuser, Nichtvermietbarkeit, baupolizeiliches Sperren, Abriß. Wobei es oft mit einer Kleinigkeit anfängt, einigen defekten Dachziegeln, einem Loch in der Dachrinne.

Seit einigen Jahren kommt nun der Plattenbau in die Innenstädte. Die Baukombinate haben das Bestreben, nach Flächenabrissen ihre Erzeugnisse weiterzuproduzieren. Es muß nicht näher erläutert werden, wie zerstörerisch, ja barbarisch, sich diese Art zu bauen auf gewachsene alte Stadtstrukturen auswirkt, wenn beispielsweise mit „Erzeugnissen“ gebaut werden muß, die mindestens 40 Meter lang und völlig ungegliedert sind und keine Ecklösung zulassen. Eine Bauweise – fast überall in der Welt in den 60er Jahren angewandt und als unsozial und auch unwirtschaftlich alsbald wieder aufgegeben – wird unbeirrt weiterpraktiziert. Das Verfolgen dieser verfehlten technischen Monokultur, der Großplattenbauweise, ist ohne Beispiel. Die Maschine rollt über das Land und betoniert Stadt und Landschaft zu.

Die Situation wird verschärft durch strikte zentrale Festlegungen von Wohnungsgrößen, Ausstattung, Materialverbrauch und Kosten, die keine Variation in den einzelnen Städten zulassen.

Die Verantwortlichen für diese fragwürdige, ja geradezu zerstörerische, technische Politik sind seit Jahrzehnten mit dieser Entwicklung verbunden und dadurch geneigt, sich mit ihrem „Lebenswerk“ völlig zu identifizieren. Engagierte Architekten sprechen von der „Plattenbau-mafia“. Diese Gruppe von hohen und mittleren Baufunktionären, insbesondere im Ministerium für Bauwesen und im ZK der SED, wachen genauso mimosenhaft über ihren „Erfolg“ wie die Politiker, die den Woh-

nungsbau als große Errungenschaft der Sozialpolitik verkaufen. Auf der 7. Tagung des ZK der SED gibt es im Referat von Erich Honnecker einen Abschnitt mit dem Titel „Das Wohnungsbauprogramm – eine historische Leistung der sozialistischen Gesellschaft“. Da hört sich das so an: „Ständig bestätigt sich im Leben der Menschen, in der Entwicklung ihrer Persönlichkeit, im Leben unserer Städte und Dörfer, in der Schönheit unserer sozialistischen Heimat, welchen wertvollen Einfluß unser Wohnungsbauprogramm ausübt ... Der gravierende Wandel zum Guten im Antlitz unserer Städte und Dörfer, den das Wohnungsbauprogramm bewirkt, wird bei der würdigen Ausgestaltung der Hauptstadt unserer Republik, Berlin, und in allen Bezirken deutlich ... Das Wohnungsbauprogramm ist eine große historische Leistung unserer sozialistischen Gesellschaft, zu der alle Bereiche unserer Volkswirtschaft beitragen.“ Allerdings. Der Schaden ist von historischer Größe. Ideologisierung von Wissenschaft und Technik ist schädlich – man denke an Lyssenko. Übrigens hat offensichtlich der langjährige Minister für Bauwesen, Junker, die zitierten Passagen formulieren lassen, denn bereits 1987 heißt es in seinem Referat auf dem 9. BdA-Kongreß der DDR fast identisch: „...“, daß sich das Antlitz unserer Städte und Dörfer, besonders seit Beginn der achtziger Jahre, so tiefgreifend und dauerhaft zum Guten gewandelt hat.“ Also wohl abgesegnetes Eigenlob des Bauwesens, Gesundheitsbetrübler mit einprägsamen Standardformulierungen.

Diese Baupolitik hat ihre schwerwiegenden ökonomischen und sozialen Konsequenzen, schon in der Gegenwart und erst recht in der Zukunft. Die Charakterisierung des landesüblichen Wohnungsbaus als „sicher, warm und trocken“ trifft nur teilweise zu. Die Gebäude sind sicher in dem Sinn, daß sie im allgemeinen nicht einstürzen. Aber warm sind sie bei oft schlechter Fugendichtung und unzureichender Wärmedämmung nur zum Preis eines sehr hohen Heizenergieaufwandes. Auch das Regenwasser findet in vielen Fällen seinen Weg. Dabei sind „sicher, warm und trocken“ keineswegs hinreichende Eigenschaften von Wohngebäuden, mit solchen Prämissen kann man auch Barackensiedlungen bauen. Auch ein anderer Slogan: „bis 1990 jedem eine Wohnung danach jedem seine Wohnung“ bedarf keines Kommentars, zu-

mal auch das Quantitative nicht bewältigt ist. In jeder Großstadt gibt es Zehntausende Wohnungssuchender und die durchschnittliche Bauzustandsstufe der Wohngebäude wird von Jahr zu Jahr schlechter – die Bautätigkeit hinkt dem Verfall hinterher. Die Neubauten sind schon im großen Umfang reparaturbedürftig. Durch den fortschreitenden Verschleiß und Verfall älterer Wohngebäude steigt die Anzahl der leerstehenden, nicht mehr bewohnbaren, abzureißenden Wohnungen, dementsprechend sinkt auch die Zahl der Wohnungssuchenden nicht im erforderlichen Maß. Während zwischen 1971 und 1981 1084000 Wohnungen gebaut wurden, stieg die Zahl der bewohnten Wohnungen nur um 394000, 690000 wurden unvermietbar, gesperrt oder abgerissen. Es ist zu befürchten, daß diese Bilanz für die 80er Jahre noch schlechter ausfällt.

Wesentliche Probleme liegen auch, und das ist die Zeitbombe für die 90er Jahre, in dem Mangel an funktioneller Qualität in zu geringer Wohnungsgröße, in mangelhafter Ausstattung mit gesellschaftlichen Einrichtungen, im Fehlen architektonischen Ausdrucks, in unzulänglichem Städtebau. Die durchschnittliche Größe neugebauter Wohnungen ist kontinuierlich vermindert worden. Die Räume sind so klein, daß sie nur in vorgegebener Weise möbliert werden können. Solche Wohnungen, in denen man nur noch fernsehen und schlafen kann, unterstützen die Tendenz, den Menschen zu entpersonifizieren, ihn zu uniformer Masse zu pressen. Der Mangel sozialer Mannigfaltigkeit hat verheerende Auswirkungen auf Kreativität, Individualität, humanistische Bildung und damit auf die Entwicklung der Gesellschaft.

Viele Menschen suchen Auswege. Wochenendhäuser zersiedeln die Landschaft. Andere versuchen, ihre soeben bezogene Neubauwohnung – „Vollkomfortwohnung“ – gegen eine Altbauwohnung zu vertauschen. Sie verzichten dabei auf billige Fernwärme und billiges Warmwasser, so billig, daß Energie und Wasser bedenkenlos verschwendet werden, sie verzichten auch auf eingebaute Bäder und Küchen. Trotz dieses bestehenden Komfortangebotes verläuft die tägliche Abstimmung auf den Inseratenseiten der Zeitungen gegen den Großplatten-Wohnungsbau.

Architektur findet in der DDR nur ausnahmsweise statt. Es entsteht massenhaft Monotonie. Die Aneinanderreihung

gleicher unstrukturierter Gebäude, der Erzeugnisse der Plattenwerke, ergibt eine eingeschränkte, pervertierte Architektur. Dieser Eindruck ist gegenwärtig noch verdeckt durch den großen Anteil an Gebäuden, die vor dem 2. Weltkrieg gebaut worden sind. Das betrifft über 50% aller Wohnungen, in den Innenstädten wesentlich mehr. Da die Altbausubstanz aber vielfach verfällt und nach und nach abgerissen werden muß, wird immer deutlicher, was diese Art zu bauen bedeutet: einen unwiederbringlichen Verlust kultureller Substanz im Zentrum Europas. Das steht der internationalen Architekturentwicklung, der europäischen kulturellen Entwicklung im „gemeinsamen Haus Europa“ diametral entgegen und hat eine traurige Verwandtschaft zu den rumänischen Dorfumgestaltungen, die übrigens in der DDR, z.B. im „Neuen Deutschland“ vom 11./12. Februar 89, gefeiert werden.

Von Beunruhigung und Betroffenheit spricht der Architekt Weinhold im Heft 4/1988 des Fachblattes des BdA Rostock: „Der Zustand der historischen Innenstädte von z.B. Görlitz, Bautzen, Güstrow aber auch Stralsund, Greifswald und unsere (die Rostocker, d.V.) östliche Altstadt macht mich betroffen. Das sind zwar nur Städte, die mir ans Herz gewachsen sind, doch sie sind symptomatisch. Dazu lesen wir in unserem BdA-Programm immer mehr von Reiseeindrücken aus Italien, aus Bremen, vom Mittelmeer ...“ Der in der DDR praktizierte industrielle Wohnungsbau erfordert eigentlich keine Architekten, da keine Architektenarbeit anfällt. Die ausgebildeten Architekten arbeiten zum großen Teil berufsfremd an technologischen und ablauforganisatorischen Aufgaben. Sehr gut kann man sie damit beschäftigen, die notwendigen Kranspiele bei der Montage von Platten auszurechnen. Deshalb wandern viele in andere Berufe ab, resignieren, beruflicher Frust tritt vielfach auf. Es versteht sich zudem, daß das Können aus Mangel an Gebrauch dahinschwindet oder sich gar nicht erst ausbildet. Weinhold fährt fort: „Es hat mich sehr verunsichert, daß ich wiederum von skandinavischen Architekten gefragt wurde, ob in der DDR Architekten ausgebildet werden. Zunächst wollte ich es wiederum als Arroganz abtun – aber man fahre ebenfalls mit der Bahn und zähle gestaltete Bauten, gleich welcher Art.“

In einer Expertise „Zum in-

nerstädtischen Bauen im Bezirk Leipzig“ vom Bund der Architekten, Bezirksgruppe Leipzig, ist von den guten Beispielen die Rede: Greifswalder Innenstadt, Halle Brunoswarte, Gera-Stadtzentrum, Teile der Rostocker Innenstadt. In dieser Expertise heißt es: „Die Mehrzahl der guten Beispiele verdanken ihre Existenz kaum der vorhandenen Organisationsstruktur unseres Bauwesens. Sie sind zu stark von Zufällen und persönlichen Verquickungen einzeln wirkender Autoritäten abhängig. Insgesamt gesehen lassen sich die guten Beispiele nicht verallgemeinern. Bezogen auf den Durchschnitt der Gesamtbauproduktion sind die positiven Beispiele nicht repräsentativ, denn: Alle Städte in der DDR bewältigen die Rekonstruktion ihrer baulichen Substanz nicht. Ortsspezifika werden durch Erzeugnisse verwischt. Klein- und Mittelstädte sind dadurch besonders gefährdet. Die Arbeit der Architekten und Soziologen kommt kaum zum Tragen. Die Architektur spielt letztlich eine untergeordnete Rolle.“ In der Tat, die Beispiele, in denen überhaupt noch von Architektur die Rede sein kann, sind die seltene Ausnahme. Die Expertise kommt zu dem Schluß, „daß Änderungen in der Organisationsstruktur und den Verantwortungsbereichen die hauptsächlichen Bedingungen sind, um eine gesteigerte soziale Qualität des Bauens zu erzielen.“ Es gibt diese Beispiele – Architektur als Ausnahme, mit ungeheurem Engagement geschaffen.

Quedlinburg, auf der UNESCO-Denkmaliste stehend, kann man nur bedingt dazu rechnen. Aus Mangel an eigenen Handwerkern restauriert dort eine polnische Firma seit vielen Jahren, allerdings mehr schlecht als recht, mittelalterliche Häuser, wodurch wenigstens ein Teil dieser einzigartigen Stadt, wenn auch nicht im Originalzustand, „erhalten“ werden kann. Berlin ist ohnehin ein Sonderfall, Tausende Bauarbeiter aus der ganzen DDR wurden hierher verpflichtet. Das Stadtzentrum mit dem Wiederaufbau des Platzes der Akademie und dem Wohnungsbau Friedrichstraße und Leipziger Straße weist eine Architektur auf, die man sonst kaum in der DDR findet, wird also seiner Funktion als Blickfang sicher gerecht. Die großen Wohngebiete rund um Berlin bestehen wie überall aus Plattenbauten, weil höher und größer jedoch von besonderer Penetranz.

In Rostock sitzen traditionell besonders fähige und engagierte

Architekten und Planer, die vieles für ihre Stadt erreicht haben, jedoch auch nicht aus dem staatlichen Korsett heraus können. Die Rostocker Variante des Großplattenbaus war lange Zeit als Reminiszenz an traditionelle norddeutsche Architektur mit Klinkern verkleidet und stellte damit lokal kulturhistorische Identität her. Damit entsteht allerdings auch eine Rechtfertigung des starren Plattenbausystems, das nicht nur kosmetischer Veränderungen bedarf. „Gestaltung der Architektur nur an ihrer Oberfläche kann nicht zukunftsorientierte Gestaltung von Architektur sein. Das führt bestenfalls zur Ästhetisierung des status quo. Ich sage dies nicht als kritischen Vorwurf, sondern als mein eigenes Selbstverständnis und als Versuch, einen Zustand zu beschreiben, der nach mehr Veränderung der Architektur als nur an ihrer Oberfläche verlangt.“ (Flierl). Ohnehin ist es damit vorbei. Die Ziegelei, die die Verkleidungen für die Rostocker Plattenbauten lieferte, ist inzwischen abgebrannt und wird nicht wieder aufgebaut.

Die „guten Beispiele“ wirken eben nicht als Initialzündung für die Verbesserung des Ganzen sondern sind entweder – besonders in Berlin – Vorzeigebjekte, in gewissem Sinn Potemkinsche Dörfer, oder Ergebnis artistischer Anstrengungen von Einzelpersonen. Diese Trotz-alledem-Ergebnisse werden einerseits gern als Alibi vorgezeigt, andererseits aber über die Ökonomie-Schraube in jedem Fall unterdrückt. Die Rostocker Wohngebiete wurden letztendlich auch an Produktionsparametern, an erster Stelle am Stahl- und Zementverbrauch, gemessen.

Es gibt in der DDR kein Ministerium für Städtebau oder ähnliches. Der Wohnungs- und Städtebau untersteht dem Minister für Bauwesen. Das Ministerium für Bauwesen ist ein technokratisch verwaltetes Industrieministerium, in dessen Machtbereich Fragen der Qualität, des Funktionierens von Architektur und Stadt, der Ökologie eine untergeordnete Rolle spielen. „Das Problem für uns Architekten und Stadtplaner besteht nun freilich darin, daß wir als Angestellte des Bauwesens, das kein Städtebau- und Architekturwesen, sondern ein Produktionsbauwesen ist, zu wenig direkten Zugang zum gesellschaftlichen Auftraggeber wie auch zum Nutzer haben.“ (Flierl). Es gibt auch keinen Markt, auf dem sich das DDR-Bauwesen beweisen müßte. Es

erfüllt eine Versorgungsfunktion des Binnenmarkts und kennt keine Konkurrenz wie beispielsweise auch die Automobilindustrie der DDR, die über Jahrzehnte das gleichschlechte Automodell produziert. Die niedrigen Mieten werden oft zur Rechtfertigung angeführt, diese müssen jedoch mit dem Lohnniveau und den übrigen Preisen in Verbindung gebracht werden, wenn man nicht oberflächlich urteilen will.

Stimmen aus der DDR, die sich für eine höhere soziale, ästhetische, kulturelle Qualität der Architektur erhoben haben, sind selten an die Öffentlichkeit gedrungen. Auch nicht die zitierte Expertise des BdA Leipzig – die Bezirksgruppe des BdA weiß auf Befragen nichts davon. Es handelt sich dabei um eine Analyse, die konstruktive, bedenkenswerte Vorschläge enthält, Vorschläge, die die Organisationsstruktur des Bauwesens, den Planungsprozeß und die Bautechnologie betreffen und die bezeichnenderweise überhaupt nicht zur Kenntnis genommen werden.

Auf einigen künstlerischen Gebieten gab es in den letzten Jahren ebenfalls Versuche, die Stagnation zu durchbrechen und Plattformen für einen Neubeginn zu schaffen. So auf dem 10. Kongreß Bildender Künstler 1988 in Berlin, dem Anarchie vorgeworfen wurde und beim 10. Schriftstellerkongreß, wo Christa Wolf, Christoph Hein und Günter de Bruyn sich mit Fragen der DDR-Innenpolitik, mit der Verantwortung des Einzelnen und insbesondere des Schriftstellers kritisch auseinandersetzten. Hier wurde der Kongreßbericht immerhin als Buch herausgegeben, wenn auch in der DDR nur an Mitglieder des Schriftstellerverbandes verkauft. Jedoch: Der Wohnungsbau – der Plattenbau also – ist ein zu hoher Politik gemachtes technisches Monster. Kritik verstößt hier gegen so massive Interessen und Machtmechanismen, daß die Reizschwelle sehr niedrig liegt. Es ist auch nicht zu übersehen, daß die tatsächliche oder eingebildete Abhängigkeit der Architekten und Bauschaffenden vom Staat größer ist, die Leute totaler kontrolliert und diszipliniert werden können als das bei freiberuflichen Künstlern und Schriftstellern der Fall ist. Augenscheinlich ist auch die Zivilcourage differenziert verteilt.

In der Zeitschrift Architektur der DDR, Heft 8/85 steht unter dem Titel „12 Thesen zum innerstädtischen Bauen“ ein eindringlicher Aufruf des Architektur-

theoretikers Olaf Weber, nun wenigstens beim Bauen in den gewachsenen Städten den „Maßstab des Menschen“ zu achten: „Der Begriff 'Maßstab' bezieht sich aber weniger auf ein Größenverhältnis als auf eine strukturelle Qualität, in der die Verhältnisse von Einheit und Vielfalt ... enthalten sind. Mit diesen Struktureigenschaften versehen, kann sich moderne Architektur inmitten der alten Städte sehr selbstbewußt entwickeln. Sie erlaubt es dem Architekten, seine Ideen und Ausdrucksweisen in ihr unterzubringen, so daß sie ihrerseits dem Publikum gegenüber Prägnanz und Ausstrahlung besitzt. Ihre Ähnlichkeit mit der historischen Architektur gründet sich nicht auf Äußerlichkeiten, sondern auf die gleicherweise intensive Korrelationen zu den jeweiligen Lebensprozessen, es ist eine Ähnlichkeit im Lebendigen.“ Dem Leser bleibt es vorbehalten, die gebaute Architektur an Webers Thesen zu messen.

Einer der wesentlichsten DDR-Architekturtheoretiker ist Bruno Flierl. Nach langer Tätigkeit in der Bauakademie der DDR von dort vergrault, wurde er 1981 auch seiner Stellung als Leiter der Arbeitsgruppe „Architektur und Bildende Kunst“ des Verbandes Bildender Künstler und des Bundes der Architekten der DDR enthoben. Auf dem 13. Seminar dieser Arbeitsgruppe im November 1981 in Erfurt hielt er das Hauptreferat über „Architektur im Prozeß komplexer Umweltgestaltung – Raumangebot und Informationsgehalt“. Wesentlicher Anlaß für seine Demission war die in diesem Vortrag geäußerte Kritik an dem sakrosankten „Aufbaustab Berlin“. In dem hier interessierenden Zusammenhang muß man Flierls auf diesem Seminar vorgetragene, und in einer Schriftenreihe (Architektur und Bildende Kunst, Heft 4) in kleiner Auflage auch publizierte Beurteilung der architektonischen Qualität des industriellen Wohnungsbaus in der DDR nennen, die genauso noch heute gültig ist: „Nun erleben wir seit zwei (nunmehr seit bald drei, d.V.) Jahrzehnten, wie außerordentlich schwer es ist, der Architektur unter den Bedingungen des industriellen Bauens im Zustand archaischer Frühzeit und unter dem Primat ökonomischer Effektivität im Zustand des Mangels kulturvolle Qualität des Ausdrucks und der Widerspiegelung zu verleihen. Wie in anderen Ländern wächst auch bei uns der Überdruß an Produkten ästhetischer Selbstdarstellung von Technik

und Ökonomie, die dem Menschen wenig Heimat schaffen helfen. Da kann die bildende Kunst nicht ersetzen, was die Architektur nicht selbst anbietet. Man kann nicht bildkünstlerisch reden, wenn die Steine schweigen! Wir wissen, daß wir die von uns angestrebte Beheimatung des Menschen in der gebauten Umwelt sowohl aus Gründen noch unzureichenden materiell-technischen und ökonomischen Vermögens, als auch aus Gründen noch unzureichender Reife gesellschaftlicher Lebensprozesse, gesellschaftlicher Verhältnisse und Verhaltensweisen der Menschen nicht so verwirklichen können, wie wir das gerne möchten. Aber deshalb dürfen wir meiner Auffassung nach den gegenwärtigen Stand nicht einfach akzeptieren und nur schöner machen wollen – also den Status quo aufhübschen und bekunsten – anstatt darüber zu streiten, wie und wann wir ihn verändern wollen, um zu entwickelteren Zuständen zu gelangen.“

Der bereits zitierte Aufsatz des renommierten Rostocker Planers Weinhold ist eine der jüngsten warnenden Äußerungen in einer stark eingeschränkten Fachöffentlichkeit: „Viele Gespräche und Dispute bestätigen: Unter uns ist Beunruhigung und Verunsicherung – über die Rolle des Architekten, über unsere persönliche und gemeinsame Wirksamkeit und über die Rolle und Verantwortung des BdA im besonderen und allgemeinen.“

Lothar Kühne (1931 bis 1985), ein wesentlicher marxistischer Philosoph der DDR, ein Grübler über den Kommunismus, schreibt in seinem letzten Buch (Haus und Landschaft, 1985): „Aber in der ästhetischen Bewältigung des industriellen Bauens und in der architektonischen Raumordnung zeigen sich ungelöste Probleme. Das Beklagen von Monotonie innerhalb unserer Architektur ist im Grunde nur eine sich ihres Inhalts nicht voll bewußte Äußerung von Unbehagen, dessen Ursachen weder durch die Künste des Malermeisters noch durch die des freiskünstlerischen Architekten zu beheben sind. Architektur ist als Aufgabe gestellt. Und zugleich ist es gut, zu begreifen, daß bestimmte architektonische Lösungen von gesellschaftlichen Determinanten abhängen, die durch den Architekten allein nicht unmittelbar zu beeinflussen sind.“

Volker Braun hat ein Gedicht über Lothar Kühne, über sein Leben, seinen Tod, geschrieben:

Der Drachensegler

Wolkichte Weite, er steht, vor
Gier in den Himmel gebogen
Auf dem Dach des Bergs, unten
züngelt der Grund
Dem er mit der Last entstieg, in
die er sich jetzte
Gurtet, selber als Last abzusinken,
und nun
Kenn ich am Maul den Landsmann,
der seinen Fluchtweg unfroh
Angibt: nämlich verweist er aus
Sachsen, und rennt
Aber noch, ein ganz Wahnsinniger,
bis auf das höchste
Felsengebirg. Er hält's, oben
noch unten, nicht aus
Von dem Lande schleppt er aufwärts
die schwierigen Flügel
Und in Vogels Gestalt wirft er
sich von der Fluh
Höher, hinaus! der Kühne, sucht
noch wieder das Weite
Starrend in die weglose Luft.
Kühne fuhr an die See

Mit der Gedankenlast. Niemand
der mit ihm trug.

Ließ den Wagen am Strand stehn
und watete wider die Wellen
Auf den Grund

Kühne ist kein Einzelfall. Verantwortungsvolle, sensible Persönlichkeiten, die es nicht ertragen können, daß die Zukunft zubetoniert wird, kämpfen dagegen an und zerbrechen mitunter daran – sie gehen aus dem Beruf, aus dem Land, aus dem Leben. Die durch keine grüne Fraktion gemilderte Technokratie zerstört nicht nur die Natur und die Städte, verbaut nicht nur menschliche Entwicklungsmöglichkeiten, sondern fordert durch ihre totalitäre Absurdität auch Opfer unter den unmittelbaren Beteiligten.

Jürgen Rostock

Quellen:

Lothar Kühne: Haus und Landschaft. Aufsätze. Verlag der Kunst, Dresden 1985
Bruno Flierl: Architektur im Prozeß komplexer Umweltgestaltung – Raumangebot und Informationsgehalt. Architektur und Bildende Kunst 4, S. 4-24
Ch. Weinhold: Quo vadis BdA Rostock? Informationsblatt des BdA, Bezirksgruppe Rostock, 1988, Heft 23
Steffen Greiner, Stefan Homilius, Stephan Riedel: Expertise zum innerstädtischen Bauen im Bezirk Leipzig. BdA, Bezirksgruppe Leipzig, November 1987
Olaf Weber: 12 Thesen zum innerstädtischen Bauen. Architektur der DDR, 34 (1985) 8, S. 493-497
Herbert Pohl, Wolf Dietrich Werner: Analysen und Vorstellungen. form + zweck, 15 (1983) 1, S. 8-14
Erich Honecker: Mit dem Blick auf den XII. Parteitag die Aufgaben der Gegenwart lösen. Aus dem Bericht des Politbüros an die 7. Tagung des Zentralkomitees der SED. Neues Deutschland vom 2.12.1988
Das Gedicht „Der Drachensegler“ von Volker Braun in Sinn und Form, 4/1988, S. 744

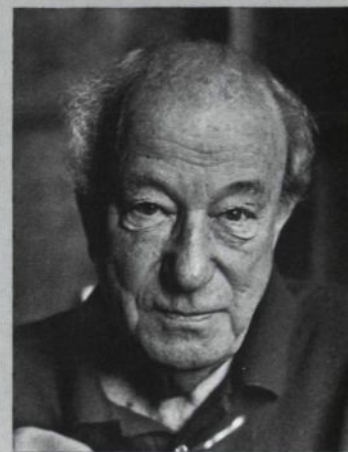


Foto: Uwe Rau

Julius Posener zum 85. Geburtstag

Im November ist Julius Posener 85 geworden. Zu seinem 75. Geburtstag begann ARCH⁺ mit der Herausgabe der Vorlesungen zur Geschichte der Neuen Architektur. Seitdem begleitet er mit kritischer Sympathie die Entwicklung von ARCH⁺, sei es, daß er persönlich intervenierte oder sich zu aktuellen Fragen äußerte. Erinnert sei hier nur an seine Stellungnahme zum Deutschen Historischen Museum in einem der letzten Hefte von ARCH⁺.

ARCH⁺ wünscht sich deshalb, nicht ganz uneigennützig, daß Julius Posener der Zeitschrift noch lange mit Rat und Tat zur Seite steht.

Architekturlehre

Im Februar 1989 organisierten die Studenten der TU Berlin das Symposium „Architekturlehre“, zu dem sie über 20 namhafte Architekten und Wissenschaftler einluden, um mit ihnen über Alternativen zur heutigen Ausbildung zu diskutieren. Die jetzt in einem Buch veröffentlichten Vorträge und Diskussionsbeiträge geben einen Überblick über die heutigen Ausbildungskonzepte – vom Projektstudium bis zur Akademie. Dabei wird auch die oft vergessene Ausbildungsreform von Bauhaus und HfG Ulm vorgestellt und auf ihre heutige Aktualität diskutiert.

Das 134 Seiten umfassende Buch mit Beiträgen u.a. von Lucius Burckhardt, Claude Schnaidt, Franziska Bollerey, Goerd Peschken, Kees Christiaanse (OMA), Peter Cook, Peter Wilson und Hans Kollhoff kann für 12 DM (Incl. Porto) bestellt werden bei
Philipp Oswalt
Gneisenaustraße 43
1 Berlin 61

THE ARCHITECTURAL REVIEW



The Architectural Review 10/89

Für die Diskussion über die Zukunft einer neuen Architektur liefert diese Ausgabe vielfältiges Material. Daß es sich hierbei meist um High-Tech-Gebäude handelt ist kein Zufall, denn es soll der Beweis angetreten werden, daß dieses neue Bauen durchaus in der Lage ist, städtische Räume neu zu definieren. Unter diesem Aspekt werden im Heft Projekte von *Grimshaw, Rogers* und *Piano* zur Diskussion gestellt. Ihnen allen gemein ist das Eingehen auf den Kontext des Bauplatzes, das Einfügen in die vorhandene und als wichtig empfundene Umgebung.

N. *Grimshaw* gelingt dies mit seinem ausgeführten Projekt für einen Supermarkt in Camden Town, London, den Abbildungen nach zu urteilen, vortrefflich. Mit der kleinteiligen und maßstäblichen Behandlung der Baukörper nimmt er dem Gebäude die Monotonie, die solche Kisten gemeinhin in einem innerstädtischen Rahmen unerträglich machen. Städtebaulich wird das Grundstück durch eine Gewerbe- und eine Reihenhausezeile abgerundet. Diese Luxuswohnungen, mit Blick auf einen der Londoner Kanäle, glänzen durch ihren technoiden und sehr industriellen Charakter.

Der Renovierung der Londoner Fischmarkthallen haftet hingegen nach außen nichts high-tech-mäßiges an. Die bestehende Substanz wurde auch innen perfekt restauriert. Daß dieses Umbauprojekt zu einem Handelshaus von *R. Rogers* ausgeführt wurde, erkennt man jedoch deutlich an den leider etwas zu groben Details der eingehängten neuen Zwischengalerien und der sich gegen das Gebäude absetzenden modernen Haustechnik. Der Gesamtcharakter der neuen Einbauten ist jedoch eher zurückhaltend und überläßt der schönen alten Markthallenkonstruktion den Vorrang.

Ebensowenig aufdringlich sind auch die vier aus dem Büro *R. Piano*s vorgestellten Projekte. Kennzeichnend für das Büro ist der selbstverständliche Umgang mit High-Tech-Konstruktionen, die sich nicht großartig selbst inszenieren, sondern in die Gesamtprojekte einordnen. In diesem Zusammenhang wichtig sind zwei der vorgestellten Arbeiten: ein Forschungs- und Entwicklungszentrum mit einer neu entwickelten filigranen Aluminium-curtain-wall in Navarra und die Erweiterung der IRCAM-Studios neben dem Centre Pompidou in Paris. (Weiteres darüber im redaktionellen Teil.) Ein überraschendes Projekt begegnet dem Leser in Form eines temporären Ausstellungspavillons der *Flashman Ass.* Im Rahmen einer Ausstellung in London errichtet, spielt er auf eine elegante und leichte Art mit den Materialien Stahl, Glas und Holz. Dabei gelingt es diesem an sich eher kleinen Gebäude durch eine wohl durchdachte und proportionierte Anlage, dem Besucher ein erfrischendes Gefühl der Großzügigkeit zu vermitteln.

Mit kritischen Anmerkungen *P. Buchanan*s versehen ist der Bericht über eine Reihe neuer Projekte *S. Calatrava*s. Wie immer faszinieren sie in ihren dynamischen, streng geometrischen Formen. Sie zeigen jedoch auch die Grenzen und Gefahren der Calatravaschen Entwurfsmethodik. Besonders bei den abgebildeten Wohnungs- und Bürohausprojekten gewinnt das oberflächlich Formale eine so starke Bedeutung, daß es zum einen häßlich wirkt und zum anderen funktionale Belange beschneidet.

Einen Hinweis auf eine Quelle der sog. High-Tech-Architektur zeigt und beschreibt am Ende des Heftes *M. Glickman* in seinem Rückblick auf das amerikanische Case-Study-Programm der 40er und 50er Jahre. Anlaß ist eine Ausstellung zu diesem Thema im Museum of

Contemporary Art in Los Angeles.

The Architectural Review 11/89

Euphorisch mit „A Place for Culture“ betitelt, entpuppt sich der Inhalt des Heftes als eine Projektsammlung von drei Museen, drei Theater- bzw. Ballettschulen und einer Bibliothek. Sicherlich findet an diesen Orten auch die Kultur ihren Platz, aber man darf nicht vergessen, daß es sich hier nur um einen kleinen Bereich handelt, dem der High-class-Kultur. Dementsprechend wirken auch die meisten dieser Gebäude ausgesprochen repräsentativ. In den Alltag einbezogene kulturelle Lebensäußerungen lassen sich nicht so gradlinig mit architektonischen Mitteln vermarkten.

Aufmacher des Heftes und erstes vorgestelltes Projekt ist das neue Performing Arts Center der Cornell University in Ithaca, USA der Architekten *Stirling, Wilford & Ass.* Über den rationalen Inhalt eines großen Rangtheaters mit Guckkastenbühne und zehn weiteren kleineren Studios haben die Architekten eine gefällige, natursteinverkleidete Pappschachtel gestülpt. Dabei dürfen die bekannten italienischen Versatzstücke nicht fehlen. Die Bezeichnungen: Piazza, Campanile, Loggia, Oktogon und Pergola sprechen für sich. Und als eine solche Collage, wird es wohl in Amerika durchaus viele Freunde finden.

Das neue Glasmuseum im österreichischen Bärnbach von *Klaus Kada*, braucht sich zum Glück nicht mit solchen Attributen zu schmücken. Die Initiative zu diesem Bau ging von der örtlichen Glasfabrik aus, die das Museum im Zusammenhang mit der österreichischen Landesausstellung 1988 realisierte. Um das erhaltene Stahlbetonskelett eines ehemaligen Generatorhauses gruppieren sich offene, leichte Anbauten, die in ihren disziplinierten, konstruktiven Formen

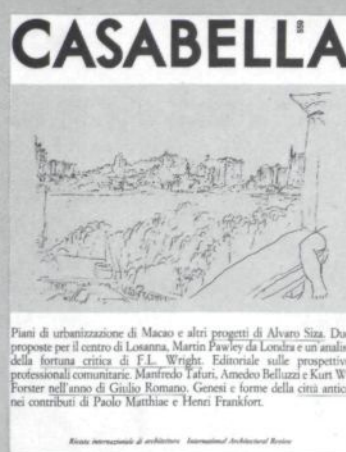
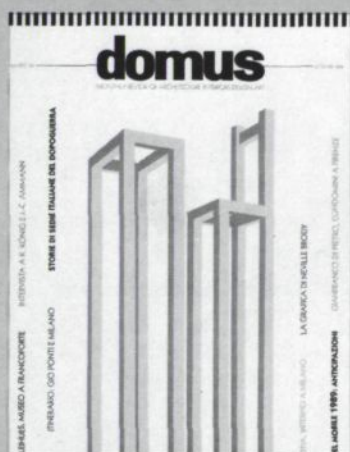
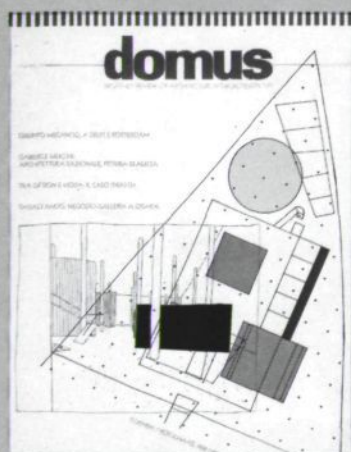
THE ARCHITECTURAL REVIEW



dem Gebäude einen offenen und transparenten Charakter verleihen. Neben der reinen Ausstellungsfunktion kann man vielfältige Möglichkeiten der zeitgemäßen Anwendung des Materials Glas entdecken, ohne daß sich dies Motiv in den Vordergrund drängt.

Eher für den Fachbesucher öffnet sich das neuerbaute Kanadische Zentrum für Architektur (CCA) in Montreal. Dieses Museum und halböffentliche Studienzentrum besteht erst seit 1979, ist aber mittlerweile mit seiner Sammlung von Plänen, Fotografien und Büchern das drittgrößte seiner Art. Nach intensiven Vorplanungen, wurde der Architekt *Peter Rose* mit der Ausführungsplanung beauftragt. Grundbedingung für alle Projekte war die Integration einer herrschaftlichen Villa, auf deren Grundstück das neue Haus entstehen sollte. Realisiert ist ein dreiflügliger, vom Grundriß her klassischer Baukörper in einer zurückhaltend eklektizistischen Formensprache. Die graue Kalksteinfassade nimmt die historischen Formen des Altbaus auf und schirmt das Haus mit einer abwehrenden Geste gegen die Außenwelt ab. Diese Strenge wird nur durch Applikationen aus naturfarbenen eloxiertem Aluminium gemildert. Diese werden mit sichtbaren Verschraubungen, ganz im Sinne einer Maschinenästhetik, gestaltet. Das gesamte Gebäude hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck. Seiner Funktion als Schatzhaus mit gut nutzbaren Tageslichtsälen wird es sicher gerecht. Ein programmatischer Beitrag für die Architekturgeschichte, den man von einem solchen Bau erwarten könnte, ist *P. Rose* allerdings nicht gelungen.

Ein Gebäude, das sich vom science-fiction-haften der neueren französischen Architektur wohlthuend abhebt, ist die Ballettschule der Pariser Oper von *Ch. Portzamparc*. Einfühlsam auf Funktion und Gelände ein-



gehend, gelingt es Portzamparc, die umfangreichen Raumanforderungen in einen vielgestaltigen expressiven Baukörper zu integrieren. Viele seiner formalen Gesten wirken wie eingefrorene Bewegungen, gewiß eine Interpretation der im Innern stattfindenden Dynamik.

Weitere Berichte stellen ein neues Partizipationsprojekt von L. Kroll in Utrecht, ein Science-Center und Museum in Camberra sowie die Ergebnisse des alle drei Jahre vergebenen Aga Khan Awards for Architecture vor.

Leif Asmus

Domus 707

Die Skizze auf dem Titelbild des Augustheftes stammt von Rem Koolhaas' Entwurf für das Holländische Architekturinstitut in Rotterdam. Domus berichtet ausführlich über diesen Wettbewerb, an dem sich neben Koolhaas die Holländer H.J. Henket, W. Quist, Benthem u. Crouwel und J. Coenen sowie der Schweizer L. Snozzi beteiligten konnten. Im Mittelpunkt steht die Gegenüberstellung zwei sehr unterschiedlicher Entwürfe: dem von Koolhaas und dem von Jo Coenen. U. Barbieri sieht in den beiden die einflussreichsten Vertreter der neuen Generation in Holland und spricht vom „expressiven Funktionalismus“ Coenens im Gegensatz zum „modernistischen Konzeptualismus“ Koolhaas'. Ein Blick auf die Baukörper zeigt schon eher,

worum es geht:

Coenen hat das am Rande eines innerstädtischen Parks gelegene Architekturinstitut in vier separate, formal ganz unterschiedliche Körper aufgeteilt, die die Bezüge und Achsen der städtebaulichen Situation sehr präzise aufnehmen und in einer „harmonischen“ Komposition vereinen. Formal stellt sich Coenen bei aller Extravaganz der Formen in die Tradition der holländischen Moderne. Der Entwurf von Koolhaas dagegen faßt alle Funktionen in einem strengen Solitär zusammen, einem gleichsam „schwebenden“ Dreieck, das sich nur in seiner Dynamik auf die Stadt bezieht, ansonsten aber eher zufällig dort gelandet zu sein scheint, wo es sich befindet. Ordnungsstruktur ist ein durchgehend über die gesamte Grundfläche gelegtes Stützenraster. Zumindest dem Anschein nach sind alle „klassischen“ Regeln architektonischer Komposition mißachtet. Dem Rezensenten gefallen beide Entwürfe, er respektiert aber die Entscheidung der Jury, die nach langer Diskussion die architektonische „Melodie“ Coenens der „modernen formalen Kakophonie“ Koolhaas' vorgezogen hat. Zu einer sublimen Synthese wäre in den Niederlanden zur Zeit ohnehin nur einer, nämlich Aldo van Eyk, fähig gewesen.

Noch zwei weitere Artikel in diesem Heft berichten über architektonische Eingriffe in Rotterdam: Mit unverhohlenem Sarkasmus beklagt U. Barbieri

den Abriß eines Hauptwerkes von J.P.P. Oud in der Hafenstadt – gerade zu einem Zeitpunkt, da im neugeplanten Architekturinstitut ein Oud-Archiv eingerichtet werden soll. Das sogenannte „Witte Dorp“ wurde 1924 als eine Mustersiedlung für das Existenzminimum geplant. Trotz standardisierter Haustypen und moderner Konstruktionsdetails macht die Siedlung durch ihre traditionellen Straßenräume und die ziegelgedeckten Satteldächer einen dörflichen Eindruck. Sie spielte in den CIAM-Diskussionen um 1930 und auch nach dem Zweiten Weltkrieg eine große Rolle – umso unverständlicher erscheint die Tatsache, daß man sie so verfallen ließ, so daß ein Abriß jetzt unumgänglich erscheint. Ein positiver Beitrag zum Wohnungsbau kommt dagegen von der jungen Architektengruppe Mecanoo, die in Rotterdam eine Reihe von innerstädtischen Wohnblocks verwirklicht hat. Auch hier gibt es – ähnlich wie bei Oud – die geschickte Mischung zwischen standardisierten Elementen und phantasievollen Einzellösungen an den Blockecken.

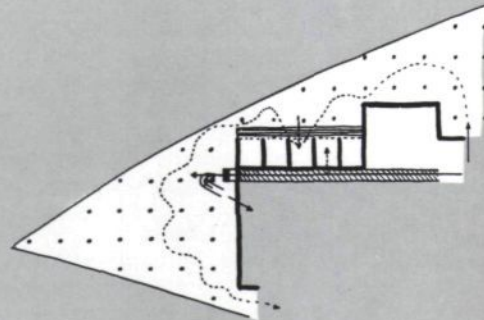
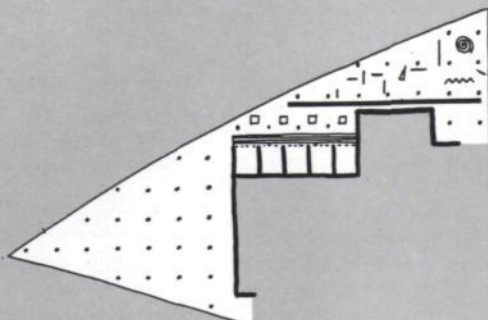
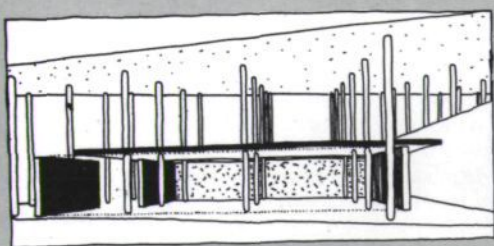
Domus 708

Im Septemberheft unterhält sich V.M. Lampugnani mit zwei Vertretern der deutschen Kunstszene, Jean-Christoph Ammann (Direktor des Museums für moderne Kunst in Frankfurt) und

Kaspar König (Rektor der Städelschule in Frankfurt) über die Beziehung zwischen Architektur und Kunst in öffentlichen Räumen. Anlaß ist das wachsende öffentliche Unbehagen über die Invasion beziehungsloser Kunstobjekte, die in jedem freien Winkel der Städte platziert werden. Natürlich sind die beiden nicht gegen ein Aufstellen dieser Objekte, aber sie plädieren für ein Zusammenspiel von Kunst und Architektur. Lampugnani versucht als Fazit des Gesprächs ein Paar Regeln aufzustellen für die Kunst im öffentlichen Raum: „Die Kunst soll in einen Dialog mit dem Kontext und seiner Geschichte treten, sie soll sich ganz dem Ort zur Verfügung stellen und dessen spezifische Natur erklären und überhöhen, sie soll sich nicht selbst zelebrieren und sie soll nützlich, klar und verständlich sein. Dieselben Regeln also, die auch für die Architektur gelten.“

Er scheint die architektonische Verkörperung dieser Ideen gleich in Frankfurt gefunden zu haben: das neueröffnete prähistorische Museum von Josef Paul Kleihues. Tatsächlich ist dieses durch den Umbau einer gotischen Kirche entstandene Museum eine subtile und im Vergleich mit den meisten anderen neuen Museen Frankfurts auffallend unaufdringliche Auseinandersetzung mit dem historischen Kontext. Der Kritiker schwärmt: „Es hebt sich ab durch sein Bekenntnis zur Einfachheit, zur Ordnung, zur Ruhe

Skizzen zur Demonstration der Entwurfsidee.



und zur Normalität. Als ein Symbol der Ausgewogenheit und der Sparsamkeit zeigt es eine vollständige Beherrschung des Handwerks der Architektur.“

V. Sazi berichtet über einen neuen Wohnkomplex in Rovezzano, einem Vorort von Florenz. Der Architekt Gian Franco di Pietro hat hier eine Reihe von parallelen, drei- bis fünfstöckigen Zeilen geschaffen, die in ihrer Strenge und in ihrer Öffnung zur Natur an deutsche Siedlungen der Zwanziger Jahre erinnern. Die rigide Ordnung wird aber aufgelockert durch ein Netz von Terrassen, Brücken und Stegen, die sich auf verschiedenen Ebenen durch die Anlage ziehen, wodurch eine lebhaft abfolgende Abfolge aus privaten und halböffentlichen Räumen entsteht.

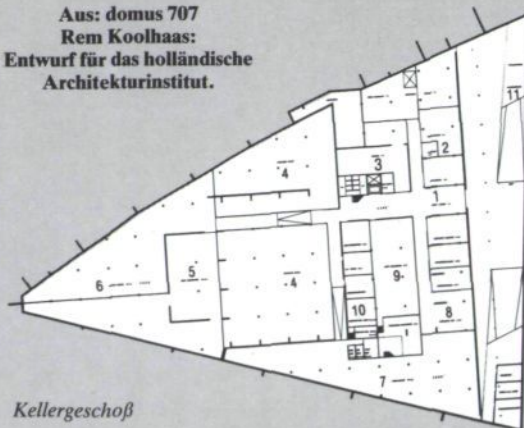
Joachim Marquardt

Casabella Nr. 559 / Juli-August 1989

Seit einigen Ausgaben hat die Zeitschrift Casabella ihr redaktionelles Konzept verändert: Der Zeitungs- und Nachrichtenteil (*Argomenti*) wurde erheblich ausgeweitet und nimmt nun mit ungefähr 20 Seiten etwa ein Drittel des Heftumfangs ein; er enthält Buchbesprechungen, Ausstellungshinweise und Rezensionen sowie kurze Projektbeschreibungen und Kritiken, die nicht länger als 2 bis 3 Seiten sind. Auf den restlichen Seiten der jeweiligen Nummer gibt es dann noch zwei ausführliche Berichte, von denen der eine meist ein geplantes oder realisiertes architektonisches oder städtebauliches Projekt dokumentiert und der zweite einem architekturtheoretischen oder baugeschichtlichen Thema gewidmet ist.

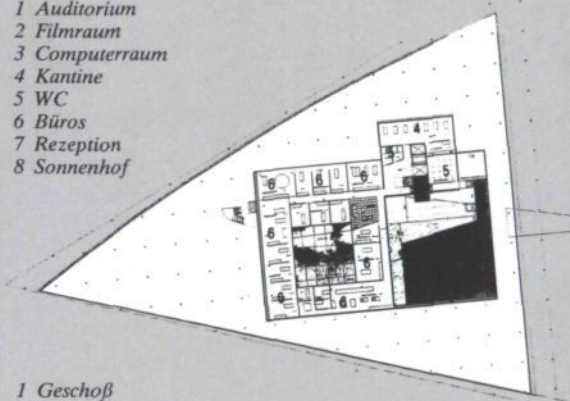
Im Mittelpunkt der Sommer-

Aus: domus 707
Rem Koolhaas:
Entwurf für das holländische
Architekturinstitut.



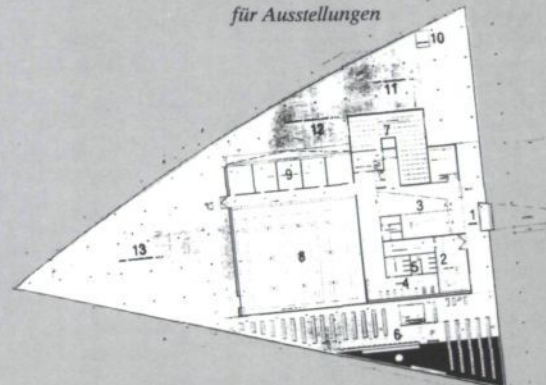
Kellergeschoß

- 1 Auditorium
- 2 Filmraum
- 3 Computerraum
- 4 Kantine
- 5 WC
- 6 Büros
- 7 Rezeption
- 8 Sonnenhof



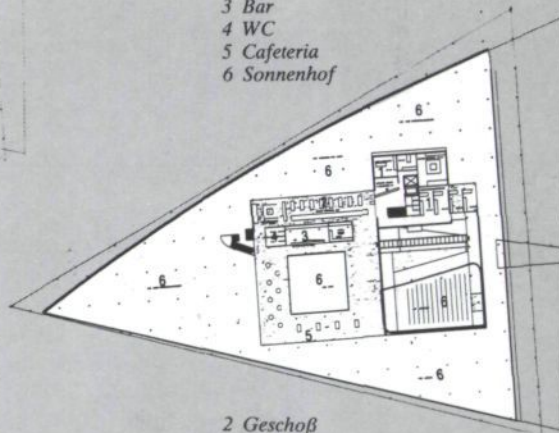
1. Geschoß

- 1 Eingang
- 2 Buchhandlung
- 3 Rampe
- 4 Waschraum
- 5 WC
- 6 Leseraum der Bibliothek
- 7 Archiv/Sammlung
- 8 Modellarchiv
- 10 Lift
- 11 Permanenter Ausstellungsraum
- 12/13 Erweiterungsfläche für Ausstellungen

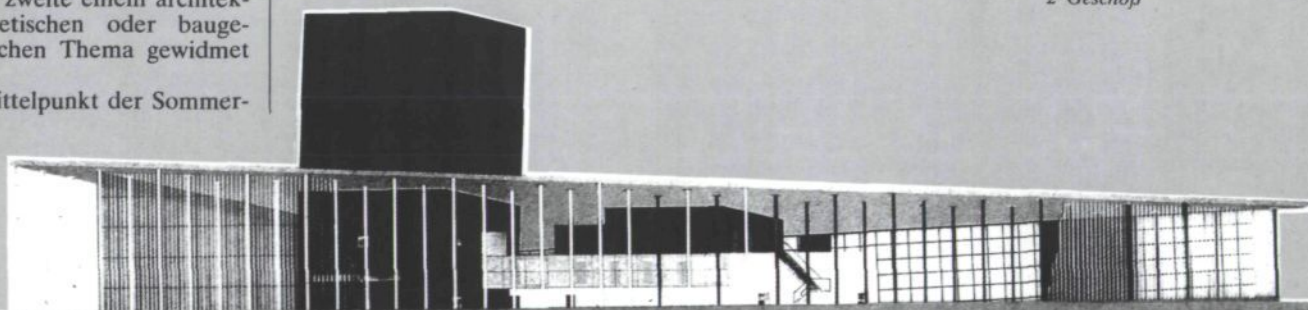


Erdgeschoß

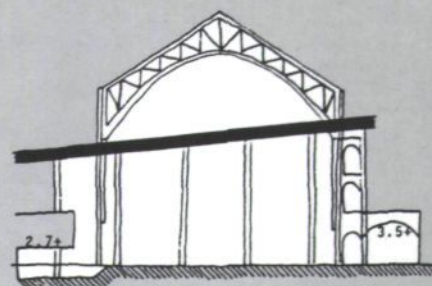
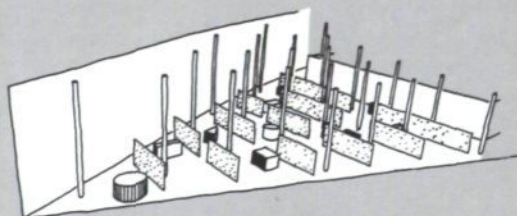
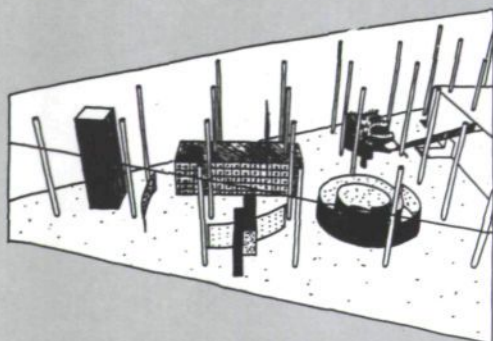
- 1 Büros
- 2 Archiv
- 3 Bar
- 4 WC
- 5 Cafeteria
- 6 Sonnenhof



2. Geschoß



Nordansicht



nummer von Casabella steht der portugiesische Architekt **Alvaro Siza** mit seiner Planung für die Erweiterung von **Macao**, der verstädterten Halbinsel vor der südchinesischen Küste. Dieser Kleinstaat, zur Zeit noch eine halbautonome portugiesische Überseeprovinz, könnte demnächst eine wichtige Rolle im Dreieck der geplanten Freihandelszone Hongkong-Kanton-Macao einnehmen, dem zukünftigen „chinesischen Tor zum Westen“. Casabella versucht die Genesis des Projektes nachzuvollziehen, insbesondere die tiefe Auseinandersetzung von Alvaro Siza und seinem Partner Fernando Tavora mit den morphologischen und typologischen Gegebenheiten des Ortes, mit den vorhandenen baulichen und räumlichen Stratifikationen und insbesondere mit dem Typus des traditionellen chinesischen Hauses mit seiner Mischnutzung von Wohnen und Gewerbe. Aus diesen qualitativen Voruntersuchungen entwickelt er seine Konzeption für eine Stadterweiterung in drei Bereichen: mehrere neue Plattformen, die in Anbetracht des fehlenden Baulandes ins Meer hinausgeschoben werden – in ihrem städtebaulichen Gewebe ein dichtes,

orthogonales Netz, horizontal und nicht vertikal strukturiert (in einem bewußten Gegensatz zu dem nahegelegenen Hongkong!). In ihrem architektonischen Erscheinungsbild werden diese Quartiere nur durch Rahmenbestimmungen, durch eine „Grobordnung“, charakterisiert: Blöcke von 120 mal 120 Metern, kleine Parzellen, Festschreibung von maximalen Überbauungswerten sowie minimalen Hofgrößen und Freiraumanteilen. Es ist ein studienwertes Projekt für alle, die sich mit dem Planen in der sog. Dritten Welt beschäftigen.

Komplementiert wird der Bericht durch einige aktuelle Projekte Alvaro Sizas im urbanen Kontext Europas, welche den deutschen Lesern, zumindest teilweise, schon bekannt sein dürften: zwei Wohnblöcke in Den Haag, ein Museum in Santiago de Compostela, der Kindergarten in der Schlesischen Straße und das Altenheim in der Falckensteinstraße in Berlin.

Casabella Nr. 560 / September 1989

Aus der Reihe der monumentalen Bauwerke der sog. *Grands Projects*, die zu Ehren der fran-

zösischen Revolution (und des französischen Staatspräsidenten) in diesem Jahr 1989 eröffnet wurden, ragt eines heraus, das in seiner Dimension und seiner Monumentalität noch eine Nummer größer als alle anderen zu sein scheint: das neue *Finanzministerium*, das bislang allerdings erst in Teilen bezugsfertig ist (der Rest soll 1990 folgen). Ein Bau der Superlative, zumindest was die Zahlen betrifft: eine Fläche von 225.000 qm für 4500 Mitarbeiter, 2 Milliarden FF Baukosten, 50.000 Werk- und Fachpläne, eine Rekordbauzeit von nur fünf Jahren nach einer Planungszeit (inkl. Wettbewerb) von nur zwei Jahren. Casabella widmet diesem Werk der Architekten **Paul Chemetov** und **Borja Huidobro** eine umfangreiche Dokumentation. Zunächst kommen die Architekten selber zu Wort. Sie beschreiben die Schwierigkeiten und Probleme, die, bedingt durch den großen Termindruck, insbesondere bei der Organisation und Steuerung des Projektes zu bewältigen waren (so mußten sie z.B. in kürzester Zeit ihr Büro um 50 Mitarbeiter aufstocken). Der verantwortliche Ingenieur Marc Mimram erläutert die Konzeption der Tragwerksstruktur, die das

Bauwerk im Formalen ganz wesentlich bestimmt: eine bewußte Entscheidung, um der Gefahr einer potentiellen Fragmentierung (wegen des komplexen und fast unüberschaubaren Programms) durch ein rationales Ordnungssystem zu begegnen. Bruno Fortiert und Silvia Milesi würdigen das Projekt unter architekturkritischen und städtebaulichen Gesichtspunkten. Sie unterstreichen die konstruktive Kohärenz und die professionelle Planung und Ausführung („ein exemplarisches Werk, das ohne jeden Zweifel in die Architekturgeschichte eingehen wird“), äußern jedoch grundsätzliche Bedenken an der gebäudetypologischen Konzeption (die bereits im Wettbewerb festgelegt wurde) und an der städtebaulichen Einbindung:

„Müssen denn unbedingt alle großen städtischen Manufakten *monumentalisiert* werden?“ Dadurch verlieren sie oftmals die Kapazität, „zu einem städtischen Element auf allen Ebenen zu werden, d.h. ihren Seinsgrund gerade darin zu finden, sich, in unterschiedlichen Maßstäben, auf präzise städtische Randbedingungen zu beziehen“.

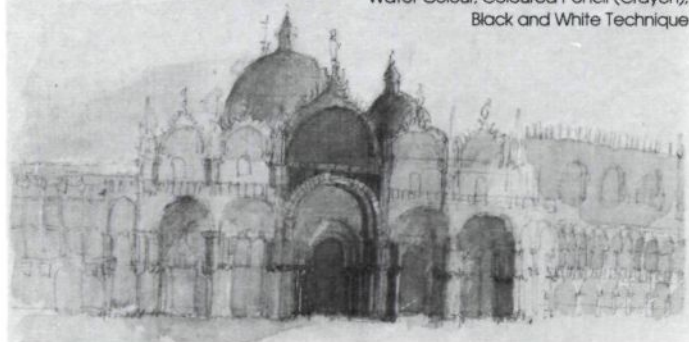
Michael Peterek

FREIHAND ZEICHNEN

Aquarell, Buntstift, Schwarzweißtechniken

FREEHAND DRAWING

Water Colour, Coloured Pencil (Crayon), Black and White Technique



112 Seiten, 220 Abbildungen,
z. T. farbig,
Text deutsch, englisch,
29 x 21 cm, geb., DM 64,-
ISBN 3-7828-1116-X

**Freihandzeichnen –
Aquarell, Buntstift, Schwarzweißtechniken
Free-Hand Drawing – Water-Colour, Coloured Pencil,
Black and White Technique**

Erwin Herzberger

Die Freihandzeichnung nimmt in der Architekturdarstellung wieder einen breiten Raum ein. Mit seinen ansprechenden Zeichnungen und der gelungenen didaktischen Darstellungsweise ist dieses Buch eine hervorragende Anregung und ein informativer Leitfaden für alle, die sich in die verschiedenen Techniken des Freihandzeichnens einarbeiten möchten.

Der Autor verfügt über eine große Lehrerfahrung und weist in anregender Weise in die verschiedenen Techniken des Freihandzeichnens – einschließlich lavierter Zeichnung und Aquarellieren – ein, ohne den individuellen Ausdrucksstil zu vernachlässigen.



 **Karl Krämer Verlag Stuttgart**

Nachdem ARCH+ im letzten Heft die Idee des European Wettbewerbs und vier prämierte Arbeiten vorgestellt hat, möchten wir in diesem Heft sechs weitere Wettbewerbsprojekte vorstellen, die uns vor allem aufgrund der inneren Organisation der Wohnung interessant erschienen.

Wie berichtet, ist das eigentliche Ziel dieses experimentellen Ideenwettbewerbs, die prämierten Arbeiten auch zu realisieren. In Frankreich, Spanien, Italien und Österreich wird dieses Versprechen der Initiatoren eingelöst. Sämtliche Preisträger und einige Architekten mit Ankäufen erhalten die Möglichkeit, einen Wohnbau zu errichten. Da die in den Wettbewerbsarbeiten ausgewählten Grundstücke meist nicht zur Verfügung stehen, müssen die Architekten ihre Ideen auf ein anderes Grundstück übertragen. In den anderen Ländern – BRD, Belgien, Niederlande, Schweiz und Griechenland – ist die Realisierung der Wettbewerbsarbeiten noch völlig ungeklärt.

Wir möchten mit der ausführlichen Berichterstattung über European die Diskussion fortsetzen, die wir mit dem Schwerpunktthema Servicewohnung in 100/101 ARCH+ begonnen haben. Angesichts des großen Wohnraummangels ist zu befürchten, daß ähnlich wie in den 60er Jahren eine große Anzahl qualitativ schlechter Wohnun-



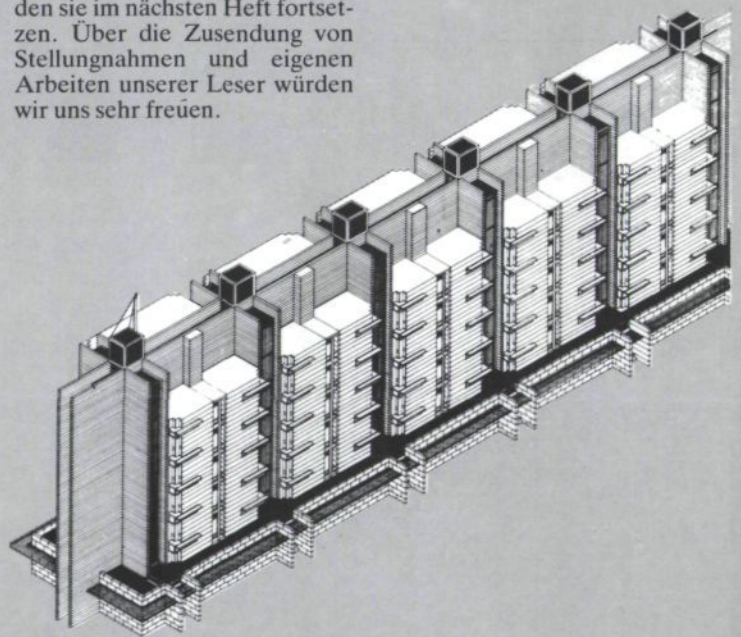
Gruppenfoto der Preisträger

EUROPAN- Wettbewerbsergebnisse

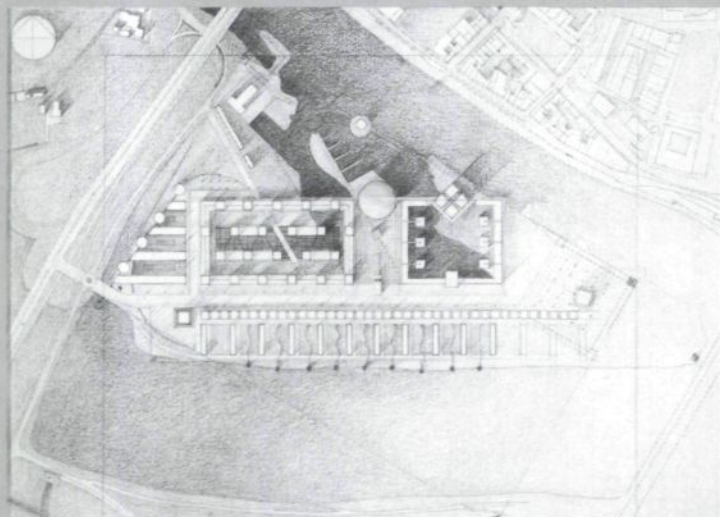
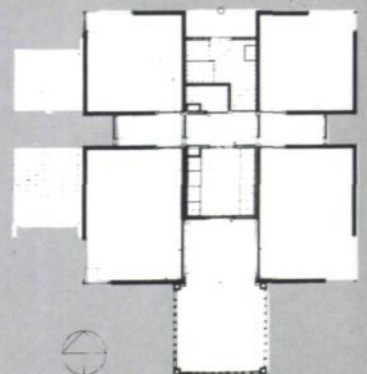
gen erstellt wird, zumal die selben alten Wohnungsbaugesellschaften beauftragt werden sollen und sich die Architekten dem Problem des Gebrauchswert von Wohnungen weitgehend entziehen. Wir hoffen, mit

unserer Berichterstattung eine Diskussion anzuregen und werden sie im nächsten Heft fortsetzen. Über die Zusendung von Stellungnahmen und eigenen Arbeiten unserer Leser würden wir uns sehr freuen.

Axonometrie



Kreuzförmiger Grundriß einer typischen Wohnung



Lageplan

Franz Sturkenboom schlägt mit seinem European-Projekt (Ankauf, Niederlande) eine bewohnte Stadtmauer aus einer verbundenen Reihe von Wohntürmen vor, die einen Wall an der Grenze zwischen dem nördlichen und südlichen Teil von Arnhem bilden. Hier endet das Land, und die Stadt beginnt.

Die Wohnungen sind an zwei

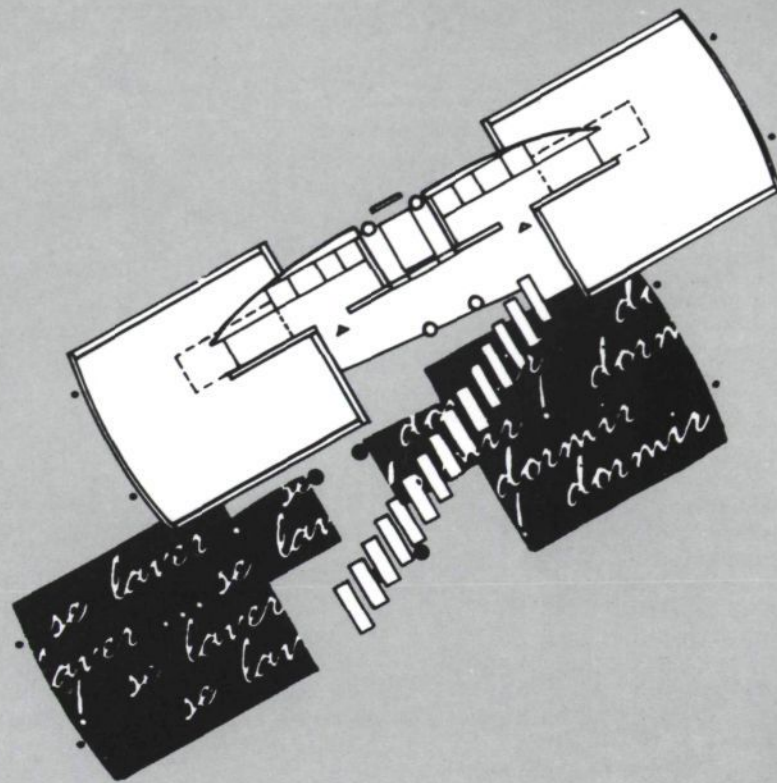
Seiten durch Portiken und Aufzüge zugänglich. Die Stockwerksgrundrisse haben ein kreuzförmiges Layout mit gleichförmigen Räumen und einem geräumigen Verkehrsbereich in der Mitte.

Im Prinzip bestehen die Wohnungen aus vier Bereichen, die abschließbar sind, und um ein Zentrum von Gemeinschaftseinrichtungen grup-

piert sind (Bad, Balkon, Küche, Esszimmer, Solarzellen/Wohnzimmer). Jeder Raum kann vom Gemeinschaftsteil abgeschlossen werden und hat seinen eigenen Eingang durch die beiden Fronttüren der Wohnung.

Franz Sturkenboom (1960) promovierte 1986 an der Technischen Universität in Delft.

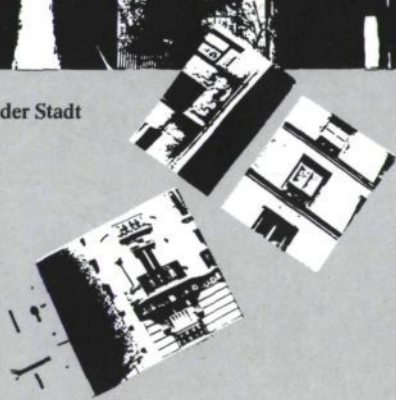
Die beiden Architektinnen haben sich in einem Städtebauseminar von John Hejduk kennengelernt und arbeiten inzwischen gemeinsam im Büro von Francis Soler.



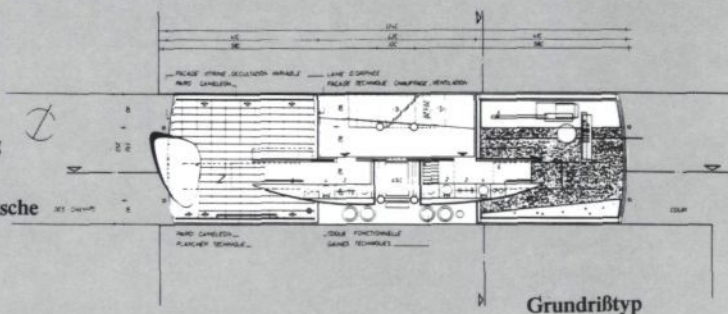
Deklination der Paranthesen



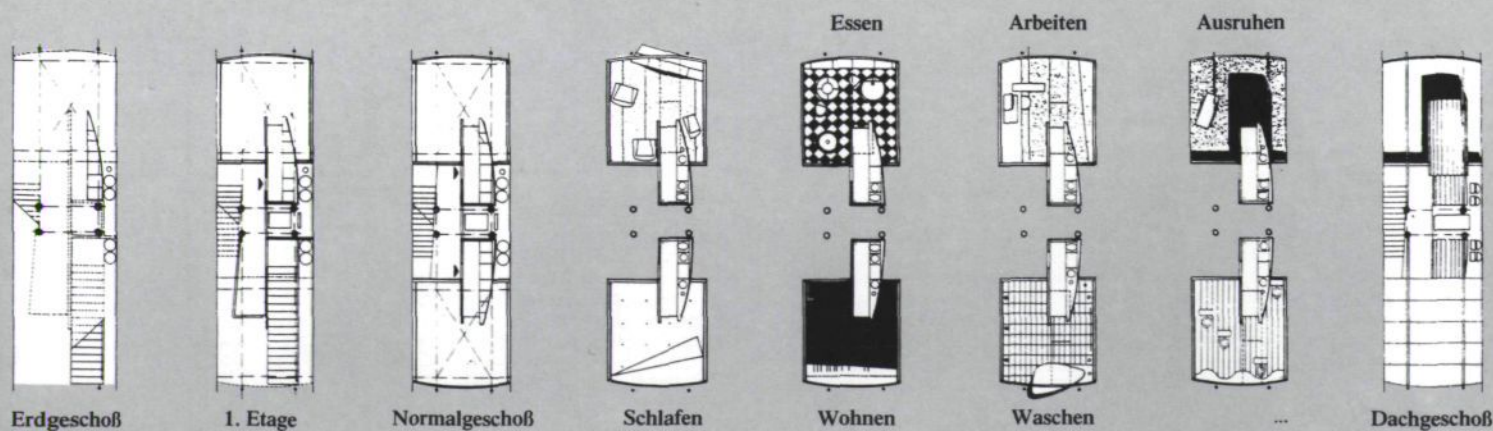
Paranthesen in der Stadt



- 1 WC
2 Bad
3 Eingang
4 Küche
5 Büro
6 Schlafnische



Grundrißtyp

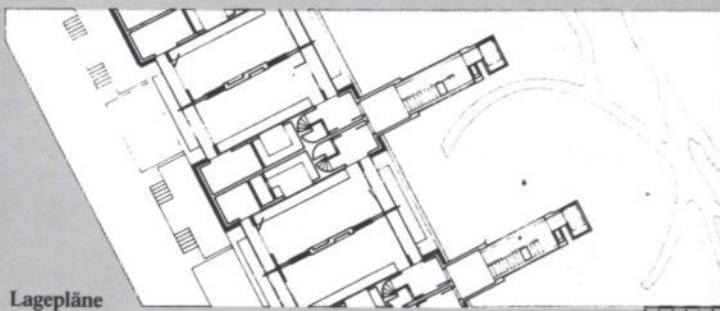
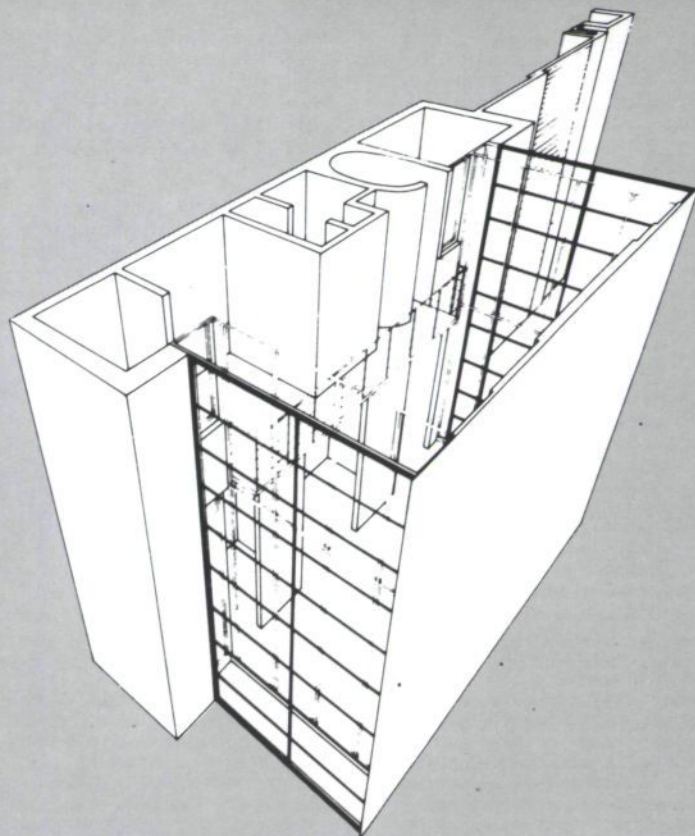
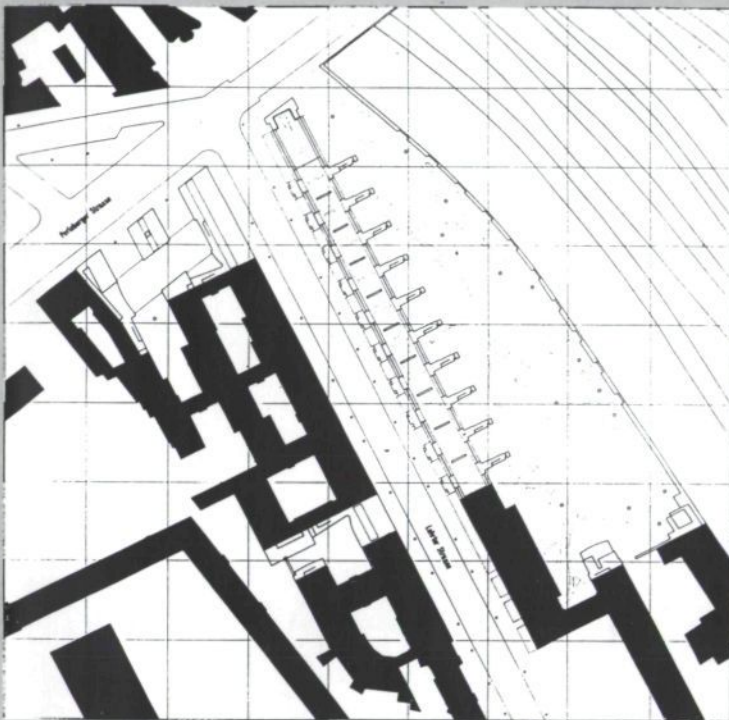


Hauptziel der städtebaulichen Konzeption von Georg Procak's Projekt für Berlin (2. Preisgruppe) ist die stadträumliche Wiederherstellung der Lehrter Straße.

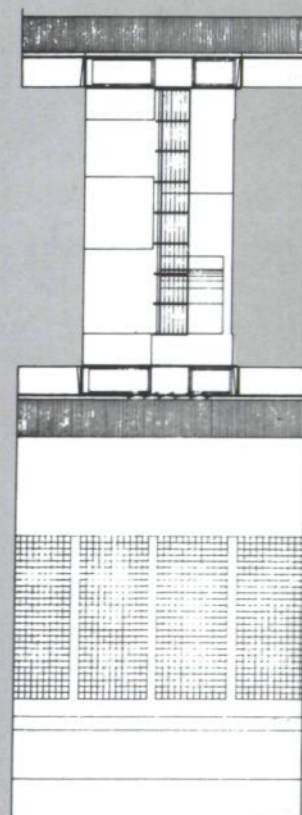
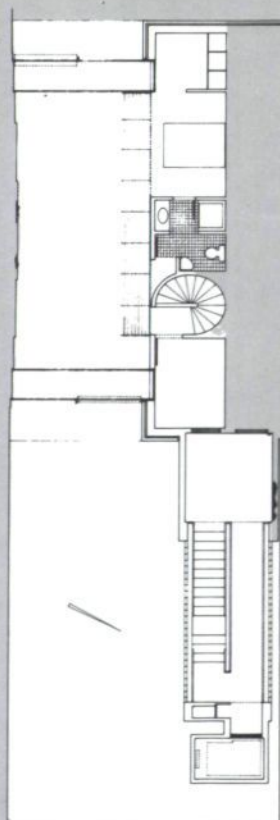
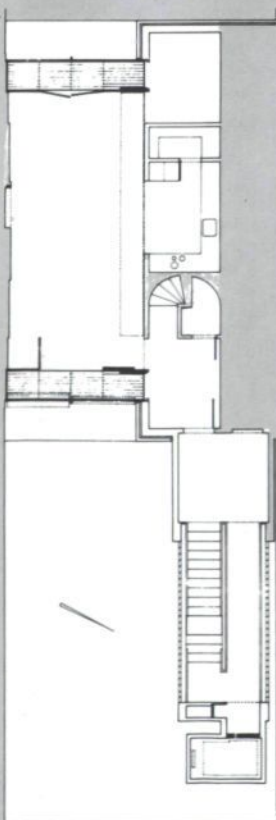
Nicht nur die Ausbildung der Erdgeschoßzone mit Laden und der Dachzone mit hausweise zugeordneten Gemeinschaftsdachgärten folgt dem Ziel, Transparenz zu schaffen, sondern auch der spezifisch entwickelte Wohnungstypus. Die vorgeschlagene Großraumwohnung, welche einem in ein zweigeschossiges Wandelement komprimierten Funktionsteil der Wohnung einen großen zweigeschossigen Wohnraum gegenüberstellt, welcher beidseitig verglast

sich über die gesamte Haustiefe erstreckt, schafft somit ein Maximum an Transparenz des Gebäudes, so daß die besondere Grenzlage auch aus dem Straßenraum spürbar wird.

Georg Procak (1956) promovierte 1982 an der Technischen Hochschule in Braunschweig. Von 1984 bis 1986 nahm er mittels eines Stipendiums der griechischen Regierung an Fortbildungskursen am Royal College of Art in London teil. Seit 1987 ist er in Berlin Mitarbeiter verschiedener Planungsbüros und beteiligt sich an etlichen Wettbewerben (erster Preis für ein Schulgebäude in Kreuzberg).



Lagepläne



Grundrisse

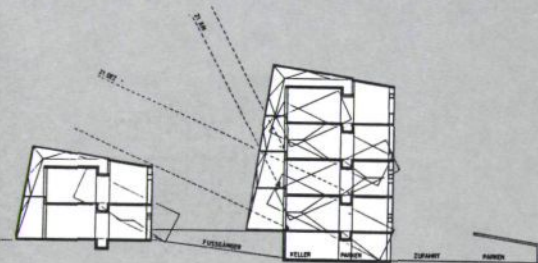
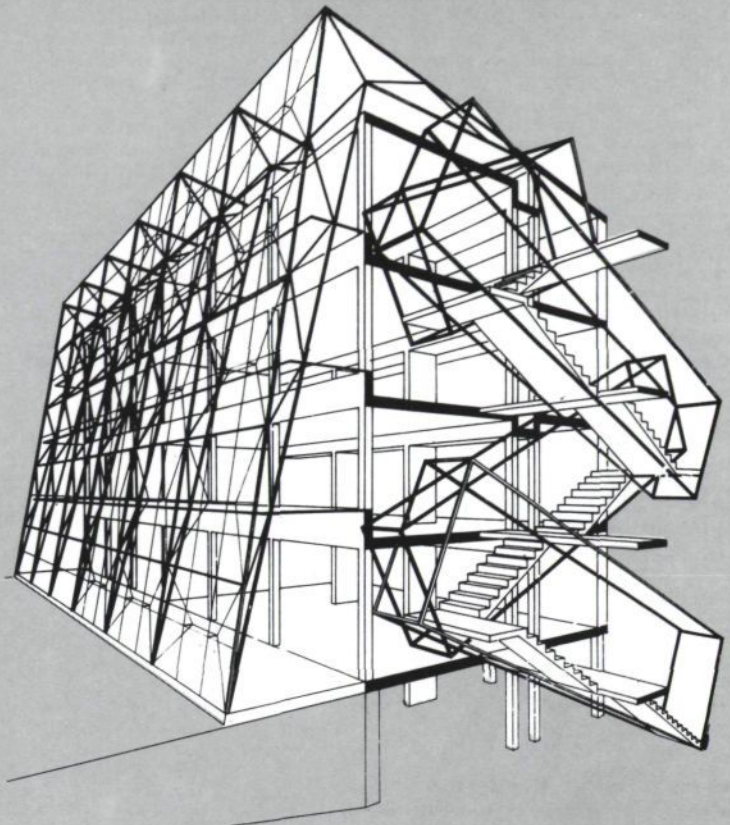
Das Projekt von Zechner + Zechner (1. Preis des österreichischen Europan-Wettbewerbs) ist ein Vorschlag für die Peripherie von Graz. Die Wohngebäude sind nach Süden hin offen, sonst relativ geschlossen. Der Südseite ist eine zweite Glasfassade als Klimahülle vorgelagert. Diese funktioniert als passiver Wärmekollektor, die warme Luft steigt auf und wird vom Dach aus mit Ventilatoren durch den Gebäudekern geleitet. Im Sommer funktioniert das System umgekehrt und saugt kühlende Luft von der Nordseite an: „Unser Ziel ist es, in den Rahmenbedingungen des geförderten Wohnbaues eine möglichst flexible und offene Grundrißlösung anzubieten. Durch Verwendung flexibler Raumteilungselemente, wie Schiebetüren, eliminieren wir unnötige Erschließungsflächen und reduzieren einseitig nutzbare Flächen auf ein Minimum. Unser Entwurf sieht einen nach Süden offenen Großraum vor, der durch eine 1 m breite Pfeilerreihe in zwei Bereiche gegliedert wird. Die Pfeilerreihe bildet das Rückgrat, in das verschiedene Module der Infrastruktur eingesetzt werden können. Je nach Funktionsanforderungen kann die Fläche des Großraums in kleinere Teile (Zimmer) gegliedert werden oder man verzichtet zugunsten eines Loftcharakters darauf.“

Die Schiebeelemente gestatten es, den fix installierten Flächen wie Badewanne, Waschbecken, Klo je nach Laune entweder nur die Mini-

malfläche oder durch Öffnen der Wände dem gesamten Großraum zuzuordnen.

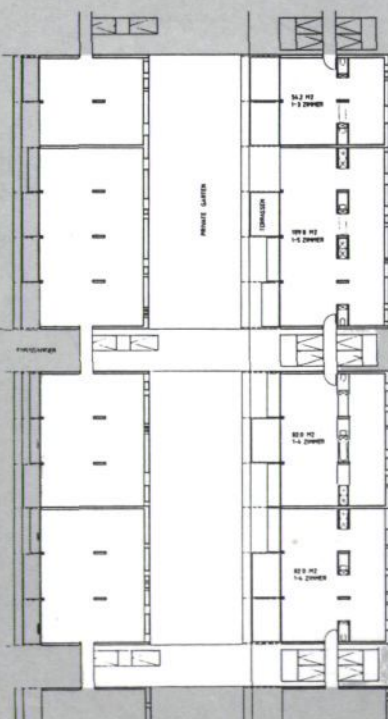
Der Streifen zwischen den Pfeilern ist gegenüber der Fußbodenoberkante 60 cm abgesenkt. In diesem abdeckbaren Schacht finden die Badewanne, Installationsleitungen, Stauraum Platz. Durch die Überlappung von Funktionsbereichen (Wanne offen = Bad, Wanne geschlossen = Wohnfläche) vergrößert sich die Wohnfläche, der Mittelbereich bleibt durchlässig. Jeder Wohnung ist im Süden eine Wintergartenzone vorgelagert. Im Raster sind Terrassenelemente aus Gitterrostflächen vorhängbar.

Christoph Zechner (1961) und Martin Zechner (1962) schlossen 1986/1987 ihr Architekturstudium an der Technischen Hochschule in Graz ab. Im Anschluß an die Zusammenarbeit mit verschiedenen Architektenbüros in Düsseldorf, Graz und Basel, eröffneten sie 1988 das Büro Zechner und Zechner. Sie begannen ihre Tätigkeit 1983 und gewannen sowohl im gleichen Jahr als auch 1985 den Preis zum Gedenken von Friedrich Zotter. Sie bauten viele Wohn- und Bürogebäude und statteten etliche Tanzsäle aus. Bei zahlreichen weiteren Wettbewerben gingen sie als Sieger hervor, wie beim Musikpavillon in Knittelfeld, bei einem Wohnkomplex in Seiersberg (mit W. Plottegg), bei der Sparkasse in Leoben und anderen.

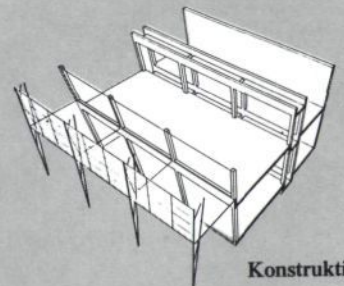


Schnitte

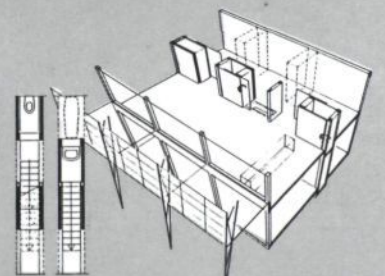
Lageplan



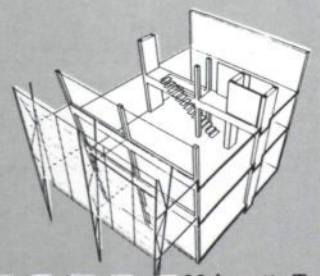
Grundriß



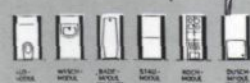
Konstruktion



Treppenmodul Raumteilungselemente



Maisonette-Typ

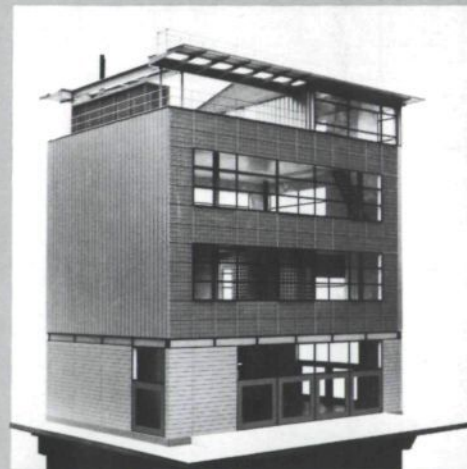
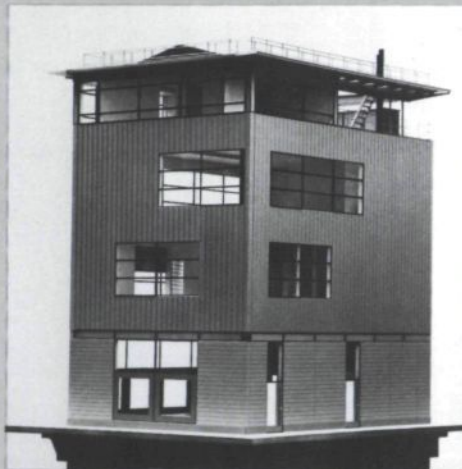
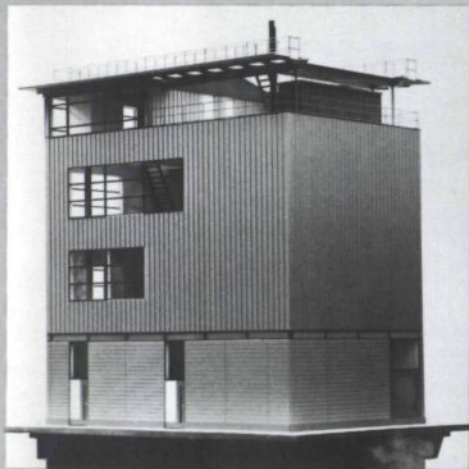
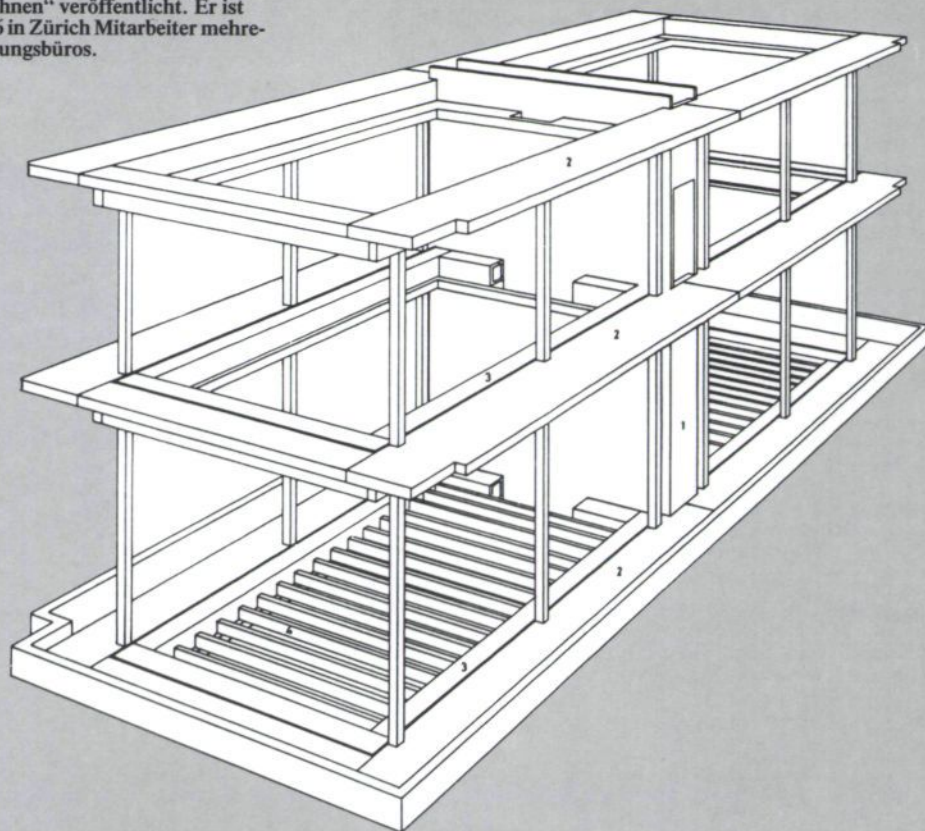


Diese Typenstudie für ein urbanes Biohaus von Andreas Müller (3. Preis des Schweizer European-Wettbewerbs) geht von einem bio-ökologisch orientierten Bausystem aus, das alte und neue Baumaterialien gezielt einsetzt: Tragstruktur in Eisenbeton, Deckenkonstruktion in Holz, Heizkanäle in Steinzeug. Der Brauchstrom wird gewonnen durch aktive Nutzung von Sonnenenergie. Der vorgeschlagene Prototyp will fünf Haushalten individuelles Wohnen ermöglichen und sieht gleichzeitig gemeinschaftlich nutzbare Räume und Flächen vor: Weinkeller, Büroraum, Gemeinschaftsraum, Dachterrasse.

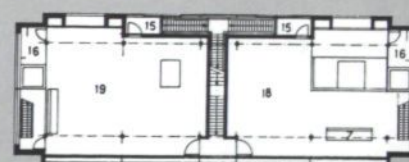
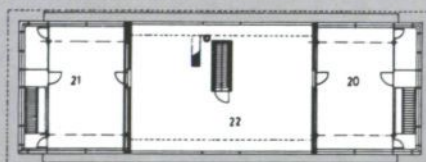
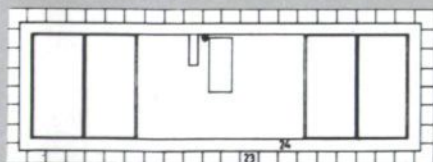
Die räumliche Unterteilung der Wohneinheiten ist offengelassen und soll von den Bewohnern individuell bestimmt werden. Typologisch geht das Projekt davon aus, daß die 4geschossige Tragstruktur von einer ca. 1m tiefen Fassadenschicht umhüllt wird. Auf der Ost-, Nord- und Westseite sind einläufige Treppen, Leitungsschächte und Abstellräume in dieser Mantelschicht untergebracht. Die Südfassade wird als voll verglastes Kastenfenster ausgebildet. Die Verwendung umweltverträglicher, einfacher Materialien und die Vermeidung des Faraday-Käfig-Effekts sind die Grundlagen für das gewählte Konstruktionsprinzip.

Andreas Müller (1958) promovierte 1986 an der ETH in Zürich und seine

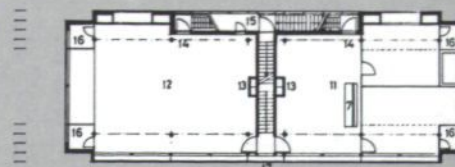
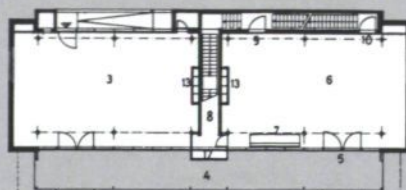
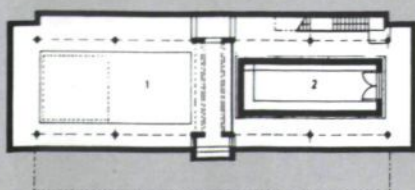
Doktorarbeit wurde 1986 in „Bauen und Wohnen“ veröffentlicht. Er ist seit 1986 in Zürich Mitarbeiter mehrerer Planungsbüros.



Modellfotos



Grundrißvarianten

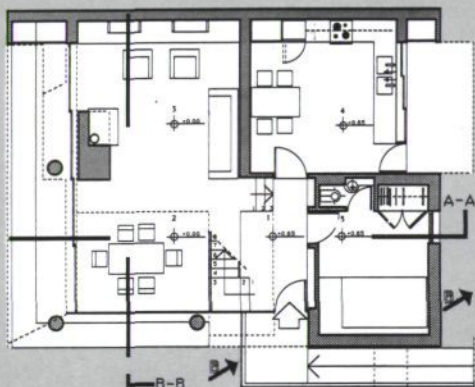
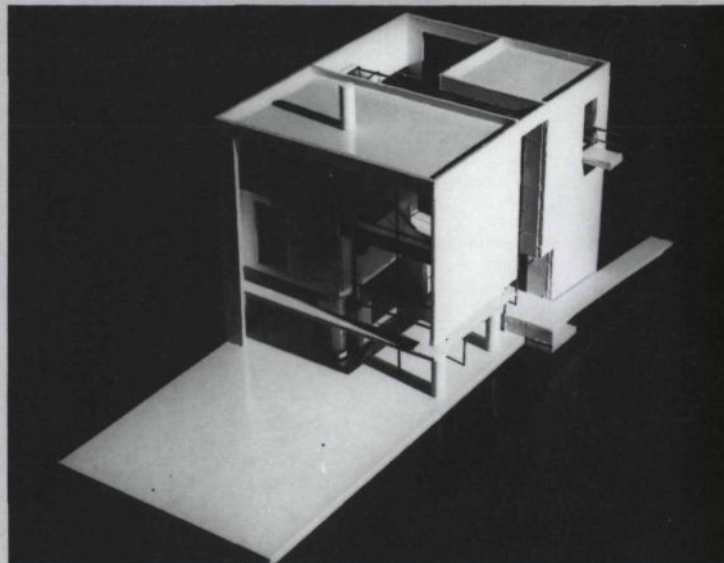


Bei ihrem Projekt für ein Einfamilienhaus auf Rhodos (3. Preis des griechischen European-Wettbewerbs) schufen Giorgos Fatseas und Sophia Psarra intensive Raumbeziehungen zwischen den einzelnen Zimmern und Stockwerken. Die üblicherweise starke Trennung zwischen dem Erdgeschoß mit den Gemeinschaftsräumen und dem Obergeschoß mit den Individualräumen wurde durch vertikale Raumbeziehungen überwunden und somit wurden die unterschiedlichen Aspekte des Zusammenlebens miteinander verknüpft. Die einzelnen Individualräume stehen trotz ihrer Privatheit mit dem restlichen Haus in optischer Verbindung. Die starken räumlichen Beziehungen sollen die Kommunikation der Bewohner untereinander fördern.

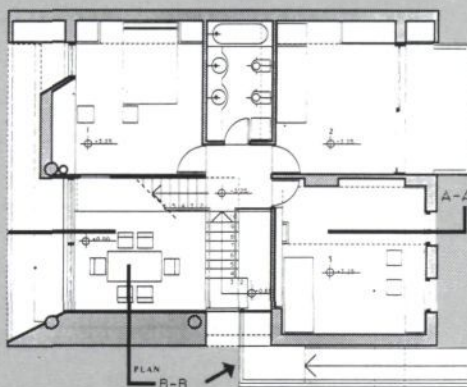
Das Haus wird mit Hilfe passiver Solarenergie beheizt: Die Südwestfassade ist völlig verglast, ein spezieller Fußboden sowie die Südostwand dienen als Wärmespeicher. Im Som-

mer wird das Haus durch thermische Durchlüftung auf natürliche Weise gekühlt.

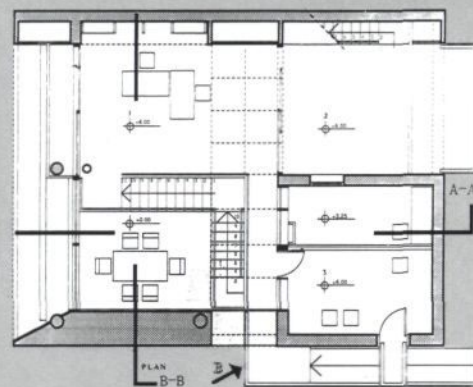
Giorgos Fatseas (1958) Architekt am Polytechnikum von Athen, Msc und PhD in Architektur an der Universität in London. Seit 1983 arbeitet er im Bereich Industriedesign und Innenarchitektur. Er hat an Architekturwettbewerben, Konferenzen und an der Biennale für junge Architekten 1986 teilgenommen. Veröffentlichungen: Bulletin der Vereinigung griechischer Architekten. Annual Magazine: „Architektur in Griechenland“. Sophia Psarra (1961) Architektin am Polytechnikum von Athen, Msc und PhD (Wissenschaftler) in Architektur an der Universität in London. Sie hat an verschiedenen Wettbewerben teilgenommen, und ihre Veröffentlichungen sind in der Zeitschrift der Vereinigung Griechischer Architekten erschienen.



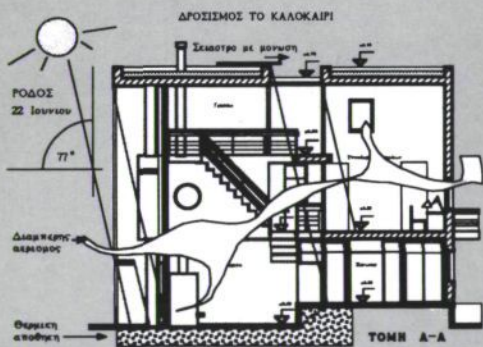
Erdgeschoß



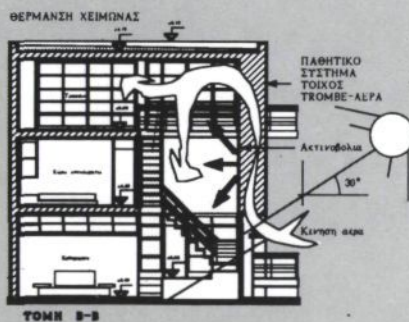
1. Geschoß



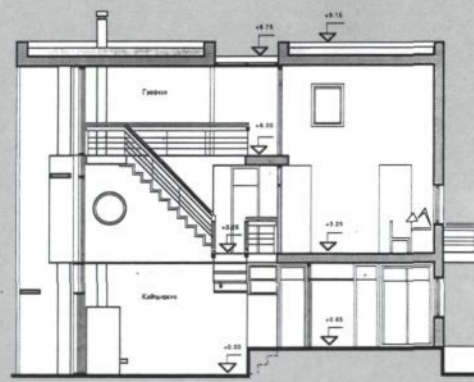
2. Geschoß



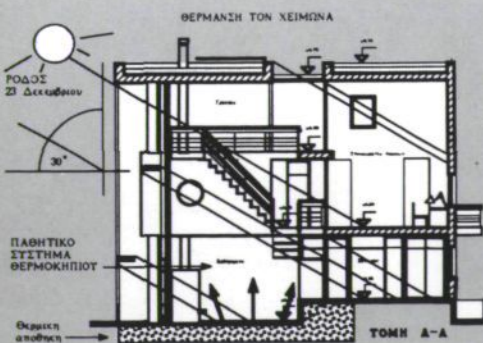
Natürliche Kühlung im Sommer



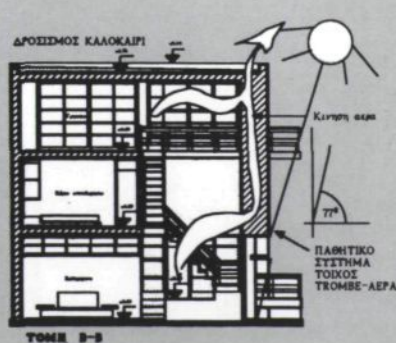
Natürliche Heizung im Winter



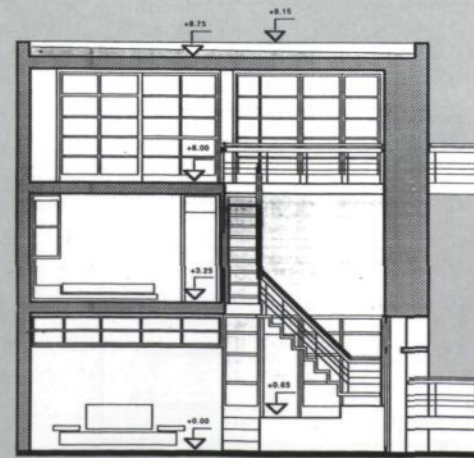
Schnitt A—A



Natürliche Heizung im Winter



Natürliche Kühlung im Sommer



Schnitt B—B

DONALD HERBST

An
Architekten

04.12.89

Berlin
hier: Baukultur

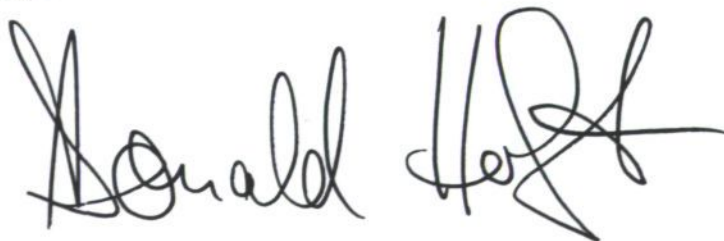
Liebe Architekten,

es geschah in Berlin im November 1989: Der Bausenator Nagel hatte gerufen, um über den Wettbewerb zu entscheiden, mit dem der ehemalige Hamburger Bahnhof zum Museum für zeitgenössische Kunst werden soll - und keiner der eingeladenen Museums-Architekten erschien im Preisgericht (Entschieden wurde dennoch nach Terminplan!?).

Dieses Zeichen von Berlin-Resignation internationaler Architekten ist zwar verständlich angesichts eines Bausenators, der versucht, durch Volksbefragung die Wettbewerbsentscheidung für die Erweiterung der Amerika-Gedenkbibliothek nachträglich zu ändern und damit die Arbeit von Preisrichtern in Berlin zur Farce zu machen.

Verständlich, aber leider gefährlich für unsere Stadt. Denn begleitet werden die wunderlichen Etüden des Bausenators von der für Kultur zuständigen Senatorin Anke Martiny, in eifrigem Bemühen, unsere Stadt von allen kulturellen Höhepunkten zu befreien, damit ganz Berlin eine graue Masse werde. "Kultur? Nein Anke!" (Volksmund)

Architekten dieser Welt, schaut auf diese Stadt. Lasst uns nicht allein mit unseren Senatoren für Bau und Kunst. Wir brauchen Euch!

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Donald Herbst', with a stylized, flowing script.

„Ein unserer Situation angemessenes Modell der politischen Kultur muß ... die Frage des Raums zur wichtigsten Problemstellung machen. Die Ästhetik dieser neuen (und nur hypothetisch zu fassenden) Kultur möchte ich daher vorläufig als die eines Kartographierens der Wahrnehmung und der Erkenntnis (cognitive mapping) definieren.“

Frederic Jameson

Nichts scheint z.Zt. für eine Architekturausbildung wichtiger zu sein, als sich mit der Zukunft der Städte zu beschäftigen. Der ökonomische, technologische und politische Wandel der „postindustriellen“ Jahre führt zu gravierenden räumlichen Veränderungen. Es gilt deshalb, Architektur vor allem als eine veränderliche zu betrachten, die in einem dialektischen Wirkungszusammenhang mit den Umstrukturierungsprozessen der Stadt steht. Studium kann sein: reflektierender, kritischer, experimentierfreudiger Wegbegleiter und Anreger der urbanen Entwicklungen.

Das Aufbaustudium Architektur an der Hochschule für Künste in Bremen beschäftigt sich seit seiner Gründung im Herbst 1986 mit den Zuständen und den Umbildungen von Räumen. Seine konzeptionelle Grundlage ist keine thematische (das nur auf begrenzte Zeiträume beschränkt), sondern eine Arbeitsweise: imaginäre Schneisen durch die Stadt schlagen – sich stichprobenartig mit einzelnen Situationen beschäftigen – Erfahrungen machen – nachdenken – experimentieren. Das Ziel: Standpunkte gewinnen (so weit wie möglich) keine Stile kopieren.

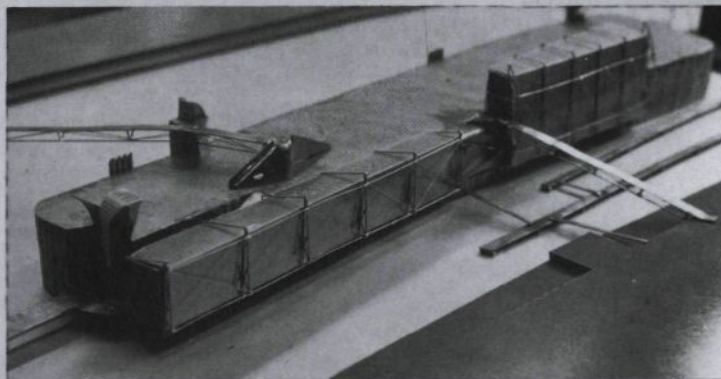
Obwohl das Studium sich künstlerischer Darstellungsformen wie Farbe, Material (Stahl, Beton, Kunststoffe), Text und Film bedient, liegt darin weniger der Anspruch auf Kunst als das Bedürfnis, eine kritische Arbeitsebene – unabhängig vom dienenden Charakter der Architektur zu finden. Daß dies nur an einem Ort möglich ist, der nicht täglich den Anforderungen an das Bauen oder zumindest an die Planung im Vorfeld des Bauens ausgesetzt ist, versteht sich von selbst.

Für die Studenten eröffnet der Umgang mit verschiedenen Medien die Möglichkeit, ihre täglichen Umwelterfahrungen (Verhältnis von menschlichem Körper und Raum, wechselnde Geschwindigkeiten, Überlagerung unterschiedlicher Raumcharaktere) darstellbar zu machen. Die Perspektive „von unten“ (im Gegensatz zu der traditionellen, ordnenden Perspektive „von



AUS DEN HOCHSCHULEN

Aufbaustudiengang Architektur in Bremen



Arbeiten aus einem Seminar von Wolfgang Sückting.

oben“) besitzt in diesem Zusammenhang einen besonderen Stellenwert: Sie hat eine größere Chance, städtisches Leben zu reflektieren.

Trotz allem: Der Architektur-Entwurf ist letztlich das zentrale

Arbeitsgebiet. In regelmäßigen Zeitabständen hat das Studium verschiedene Bremer Industriegebiete – meist Produkte des ausgehenden 19. Jahrhunderts – bearbeitet: den Güterbahnhof, Teile des Hafens, den Teerhof

(eine Halbinsel in der Höhe der Innenstadt), ein Werftgelände in Vegesack (einem Ort zwischen Bremen und Bremerhaven), ein Schwimmdock der A.G. Weser. Damit will es sich einmischen in die Prozesse, die durch die Beseitigung der älteren Technologien und die Entleerung der großen Gewerbeareale ausgelöst werden.

Die Entwurfsansätze sind vielfältig: Sie reichen von „realistischen“ Planungen, die die örtlichen Rahmenbedingungen akzeptieren, bis zu utopischen Zeichnungen und Modellen. Mit zunehmender Zeit entsteht eine wachsende Anzahl von Markierungen in einem immer dichter werdenden Netz von räumlichen Beziehungen – eine zweite Stadt, die die erste überlagert.

Nach zweieinhalb Jahren hat sich die Arbeitsweise weitgehend konsolidiert als ein Nebeneinander von freien Arbeiten und themengebundenen Architektur-Entwürfen. Die ersten Auftragsarbeiten, die sich – in Form von Gutachten – auf noch nicht aktuelle Aufgaben beziehen (aber auf Aufgaben, die in 10 oder 15 Jahren aktuell sein können), erweitern seit kurzer Zeit den Tätigkeitsbereich um einen berufsbezogenen Anteil. Das zukünftige Modell: Freie Arbeiten – Studienentwürfe – Aufträge.

Zum Schluß noch einige formale Anmerkungen: Das Studium dauert vier Semester. Die Zahl der beteiligten Personen ist klein (Aufnahme von max. 15 Studenten pro Jahr). Voraussetzung für die Zulassung ist ein abgeschlossenes Studium an einer Fachhochschule, Kunsthochschule oder Universität und das erfolgreiche Absolvieren einer Aufnahmeprüfung. Das Studium schließt mit einer Jurierung der angefertigten Arbeiten (Werkübersicht) ab.

Adresse:

Aufbaustudium Architektur an der Hochschule für Künste
Am Wandrahm 23
2800 Bremen

Uwe Sückting

Gastlehrer 1986 – 1989: William Alsop, Ricardo Amorelli, Dietrich Bangert, Wolfram Dahms, Johann Eisele, Nicolas Fritz, Massimiliano Fuksas, Burkhard Grashorn, Veit Heckrott, Scheel Hedayat-Zadeh, Boris Kazanski, Bruce Mc Lean, Cedric Price, Andreas Reidemeister, Helmut Schulitz, Karl Sorge, Otto Staidle, Tuyen Tran Viet, Wolf D. Prix, Günter Zamp Kelp.

Gastvorträge 1986 – 1989: Hartmut Häussermann, Rudolf Hickel, Thomas Krämer-Badoni, Bruno Reichlin, Louis Le Roy, Ulrich Schwarz, Barry Shaw, Peter G. Riemann, Bernard Tschumi, Frank Werner, Konrad Wohlhage.

Ständiger Gastlehrer: William Alsop; Professoren: Norbert Hellwig, Jörg Kirschenmann, Uwe Sückting.